

clv

Dieses Buch wurde Ihnen überreicht von:

WOLFGANG BÜHNE (Hrsg.)

Zum Leben befreit

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2010

© 2010 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Satz: CLV

Druck und Bindung:

Philipp Reclam jun. Graphischer Betrieb GmbH, Ditzingen

Bestellnummer: 608

Dieses Buch darf nicht weiterverkauft werden!

INHALT

| | |
|--------------------------------------|-----|
| MICHAEL WOGÉ | |
| On the road | 7 |
| GITTI NIEDERSEER | |
| »Jeder hat so seinen Vogel ...« | 34 |
| VIKTOR LESKOW | |
| ... wie ein streunender Hund! | 75 |
| HANS-WERNER DEPPE | |
| Mädchen, Mystik, Muskeln und Moneten | 85 |
| MEHMET BIÇAKÇI | |
| Unterwegs nach Nirgendwo | 109 |

MICHAEL WOGÉ

On the road

On the road I

In einem VW-Käfer fing alles an: Ich saß eingeklemmt auf der Rückbank, jede Menge Gepäck neben mir, darauf eine Baumwurzel: Reiseerinnerung an griechische Inseln von zwei Studenten, die mich »armen« Trammer an der griechischen Grenze erlösten. So ging es also heim, quer durch Jugoslawien, ziemlich eingeklemmt, aber froh.

Und dann nahmen sie LSD!

Einfach so, »ist sonst zu langweilig – die nächsten 800 km – willste auch?«

Puh – ich habe außer Vollsuff keine Ahnung von so was – nicht mal Dope (Haschisch), und die wollen das beim Fahren ...! Winzige Gelatine-Plättchen, »Windowpanes«, wurden halbiert, ich nahm ein Viertelchen – kaum sichtbar – na ja, was kann da schon passieren. Und 2 Stunden lang passierte auch nichts.

Wir »flitzten« gerade durch die wilden Schluchten Mazedoniens, als es während einer

Rast losging: Diese Berge! Diese Schluchten! Alles war außergewöhnlich intensiv. Diese Farben! In Veles gab's Brot kross wie nie! Die Schoko-Tafeln im Laden sprangen mich regelrecht an in ihrer Pracht!

Übrigens fuhr unser Chauffeur recht gut. Er wäre mit dem Motor richtig verwachsen, hörte ich ihn von vorn tönen, während ich mich in das Spektakel der Lichter in der Dämmerung vertiefte. (Da muss wohl ein Schutzengel seine Hand drüber gehalten haben, dass wir da heil durchkamen.) Doch das Stärkste waren in den Pausen die Gerüche der Natur: ein bisschen Erde in der Hand, Pflanzen, eine Blume – so was hatte ich noch nie erlebt ...

Mein ganzes vorheriges Leben erschien mir, verglichen mit dieser Ekstase, wie ein graues Dahindämmern: erst Hauptschule, dann 4 Jahre Lehre in Frankfurt-Hoechst, dann umgesattelt auf was Soziales, und deshalb war ich gerade in Fürstenhagen bei Kassel auf 'ner Fachschule für Sozialpädagogik.

Dorthin kam ich also aus den Ferien zurück, aufgewacht mit einigen großen Fragezeichen:

Was ist die wirkliche Realität?

Wie ist die Welt tatsächlich? Wie unter LSD?

Im nun folgenden Jahr nahm ich in der Ein-

samkeit noch mal LSD und versuchte dahinterzukommen. Vergebens. Seltsam, als ich diesmal die Wirkung spürte, war ein leichtes Grauen dabei (Horror?!), und ich »schützte« mich, indem ich ein christliches Kreuz mit Holzkohle auf mein T-Shirt malte. War wohl ein wenig »weiße« Magie?!

Was mir auf meiner Suche weiterhalf, war die östliche Literatur der Kasseler Stadtbibliothek – also Buddhismus, Zen, Yoga, Lao-Tse, Tschuang-Tse und deren Lehren: In diesem Kosmos ist alles nur Maya (Einbildung, Theater, ein Film), die wahre Realität ist jenseits der Welt der Sinne – meditiere, um dies zu erkennen! Bewusstseinsweiterung? Ja, aber nicht chemisch, sondern durch Gedankenkontrolle, Übungen – eben Meditation.

Die asiatischen Mystiker kannten sich aus und wurden so meine Lehrer – beschrieben sie doch ähnliche Erfahrungen, wie ich sie unter Drogen hatte: Relativierung aller Eindrücke, Maßstäbe, Normen und Ziele und die Auflösung bzw. Transzendierung der Persönlichkeit (wer bin ICH?).

Dann war mein Zivildienst dran. Ich ging als Erzieher zu Anthroposophen nach Weckelweiler, und Rudolf Steiners Geheimwissenschaft und Erkenntnislehre gab mir einiges zu denken. Aber

die chinesischen Weisen waren mir klarer und lieber.

Dann gab es da noch in meinem Leben Tim Leary und sein Psychedelisches Handbuch (»Alles ist nur Spiel«); die Bibel als Orakelbuch; Castanedas Lehr- und Wanderjahre mit Don Juan; Marihuana – wenn es was gab; Erfahrungen in Telepathie; die Zukunft mit Tarotkarten – oder noch besser: J Ging – aber mit Stäbchen, und andere magisch-mystische Zeichendeuterei.

Ein weiser Inder sagte zwar, diese »Sidhi-Kräfte« seien nur Blumen am Wege – der Erleuchtung eher hinderlich –, doch mir gefielen diese parapsychologischen Spiele immer besser, weil sie wirklich funktionierten. Bei den Tarotkarten hieß es für mich »Krieg/Kampf« und vom J Ging wurde ich in die weite Welt gesandt. Als mir ein Astrologe das auch noch sagte, war es wieder einmal so weit: Ich schnürte meinen Rucksack mit allerlei »heiligen Büchern« und los ging's – diesmal über Land nach Indien.

On the road again

Das Ziel war klar, jetzt sollte die spirituelle Theorie endlich mal Praxis werden – und dazu musste man 1976 eben noch nach Indien. Von der Salz-

burger Autobahngrenze trampete ich los: Mit nur einem Auto bis Teheran! Zufall? Führung?

Im damals noch freien Afghanistan gab's vor allem ein Überangebot an Haschisch, und die meisten Westler hatten mit dessen reichlichem Konsum genug zu tun. Nur wenige hatten noch weitergehende Interessen, wenige übten Meditation oder betätigten sich kreativ.

Diese »wenigen« aber hatten fast alle irgendwie orange/rote Kleidung, leuchtende Augen und kamen von Poona – oder waren dorthin unterwegs. Sie schwärmten von der »energy« dort, von den befreienden Therapien und natürlich vom Meister: Bhagwan!

Obwohl damals noch fast unbekannt in Europa, hatte ich genug Abschreckendes von anderen Jugendsekten gehört und auch gar keine Lust auf die Verbindlichkeit solch einer Meister-Schüler-Beziehung.

Mein erstes Ziel war der Norden Indiens: Die Sikhs in Amritsar, dann Dharmshala mit den tibetanischen Buddhisten und schließlich Rishikesh am Ganges mit vielen Yogaschulen und Jain-Tempeln. Doch überall fand ich bloß ein starres System von religiösen Praktiken, Zeremonien, Traditionen. Religion ohne Leben – genauso wie die Kirchen bei uns.

»Lichtblicke« waren wieder überall diese orange-farbenen Typen aus Poona – ich fing an, ihre Lektüre zu lesen, Vorträge von Bhagwan – und langsam verstand ich ihre Begeisterung. Da sprühte es nur so von Witz und Weisheit, alle Erkenntniswege der Menschheit wurden hier elegant verbunden, der Zen-Meister fand sich auf derselben Seite mit Sigmund Freud und mittelalterlichen Mystikern wieder usw. ...

Das entsprach schon eher meiner inneren Erkenntnis: Die Mystik aller Religionen führt zum selben Ziel, Erleuchtung, Nirwana, Einssein mit dem Göttlichen – alles das Gleiche. Ja, das passte gut in meinen Kopf rein!

Zudem hatte ich unter Drogeneinfluss eine Vision: Telefon im Kopf! Bhagwan ruft mich persönlich, wie oft ich mich noch bitten lasse, bis ich zu ihm komm ..., er diskutierte mit mir die Vor- und Nachteile der Himalaja-Einsamkeiten und bot mir stattdessen die subtropische Fülle seines Aschrams.

Also gut, überredet. Zwar nicht durch seine Argumente – aber dass er eine so starke Ausstrahlung hatte, über 2000 km hinweg, dass er sich für *mich* interessierte ...

In Teufels Küche

Nach 2 Tagen im Zug quer durch Indien dachte ich doch glatt, ER würde mich am Tor mit offenen Armen empfangen – war aber nix.

Ich schlug mein Mini-Zelt im Nachbargrundstück auf (IHM ganz nah), fragte mich durch, was hier möglich sei und wo, und machte bei den angebotenen Meditationen mit – wo's nur ging.

Dynamische Meditation (Hyperventilation und Katharsis-Schreien)! Sufidance (Mystik durch Kreistanzen)! Kundalini (Schütteltanz, weckt angeblich die schlafende Energie). Mittelpunkt waren jeden Tag die Vorträge des Meisters in leichtem Englisch, die er mit »heiliger Gelassenheit« zelebrierte. Auf einer Marmor-Terrasse, umgeben von einem perfekt gestylten botanischen Garten, 500 Leute und mehr, jung und alt, aus aller Welt, ein Meer von Orange und Rot – in gespannter, absoluter Stille sitzend – das war der Rahmen, in dem ER seine Erkenntnisse und Eingebungen vor uns ausbreitete. Ohne Konzept, druckreif, 90 Minuten lang.

»Shoes and mind to be left outside the gate!« (»Schuhe und Verstand draußen lassen!«), stand es auf einer Tafel – und auf diese Weise befreit von allem unnötigen Ballast, konnte seine Predigt auch bei mir wirken.

Ja, sie wirkte wirklich – wenn er von Liebe und Hingabe sprach, spürte man sie im Herzen; sprach er von Erleuchtung, war man selbst nicht fern davon.

Endlich war ich am Ziel, zu Hause, hier war ein Wissender, ein lebendiger Meister, ein Heiliger, einer, der die verdrängtesten Probleme oder Sehnsüchte meines Herzens erkannte, hervorholte und sie sogar als Beispiel in seinem Vortrag einbaute. Ich war nicht der Einzige, der manches Mal am Ende solch einer Veranstaltung in Tränen aufgelöst zurückblieb: Endlich am Ziel, endlich versteht dich einer.

Doch nicht alles war so glatt und eingängig – ich sträubte mich anfangs gegen den Personenkult, der mich sehr an die Hitlerzeit erinnerte – und Haupthindernis meiner Entwicklung war, so schien es mir, meine Sparsamkeit (Geiz?).

Gab ich doch meine Persönlichkeit bald willig hin (ist sowieso bloß Teil der »Maya« und damit unreal), was hing ich also noch am Geld? Hingabe! Surrender! Die Hälfte meiner mühsam gesparten Reisekasse von 2000 DM hatte ich schon umgetauscht und dieser Packen indisches Bargeld brannte mir jetzt förmlich im Beutel auf der Brust.

In jeder Meditation blockierten diese Scheine

den Fluss der Energie: »Halt nichts fest – schenk's IHM – gib dich ganz hin – let the energy flow« – tönte es in meinem Kopf.

Das tat ich dann auch – aber nur in Gedanken, in der Wirklichkeit blieb ich fast so sparsam wie zuvor.

Schließlich ließ ich mir eine orange Mönchskutte in der Stadt schneidern, denn ich hatte mich für das Darshan (Privataudienz) angemeldet. Ich wollte Sanyasin werden – ein Eingeweihter, ein Mitglied.

Stand ganz am Anfang meiner Tour noch die Absicht zu lernen, und zwar möglichst unverbindlich, so war das *hier* nicht durchzuhalten. »Nur in einer engen, inneren Liebesbeziehung zu Bhagwan kann deine Entwicklung stattfinden. Nicht Wissen vermitteln, sondern Leben erfahren – nicht Lehre, sondern Transformation ist hier dran!«

Wie weit ich schon nach 10 Tagen umgeformt war, sollte ich jetzt mit Schrecken merken.

Voll innerer Spannung bereitete ich mich also auf meine erste persönliche Begegnung mit dem Meister vor. Eine Vorbedingung für diesen gewichtigen Termin war die absolute Geruchlosigkeit – keine Deos etc. »Bevor du reindarfst, wirst du beschnüffelt!«

Und stolz war ich! Werden doch nur wenige zur täglichen Audienz angenommen – und ich

sollte am 1. Januar 1977 einer davon sein! Was für ein Datum! Ein neues Jahr anfangen, einen neuen Namen sollte ich bekommen und ein neues Leben!! Ich sah mich schon auserwählt als Botschafter für Deutschland ... große Aufgaben warteten ...

Meine Erwartungen waren gespannt aufs Äußerste. Und was geschah dann am Abend? Sie ließen mich nicht rein!! »No, Mister – you can't go in – no, no explanation!« Und keine Erklärung gab's!

Ein Häufchen Elend – vom »Himmel« herabgestoßen – so saß ich zusammengesackt am Bordstein. Warum??

»Das Geld – du stinkst noch nach Geld – du hast's nicht fließen lassen!« – das war's, was im Kopf als Antwort übrig blieb.

Zur Erklärung sollte ich vielleicht einfügen, dass ich in den 10 Tagen meines Aufenthalts in Poona eine Art telepathische Verbindung mit Bhagwan hatte – dachte ich zumindest –, und auf ebendieser Wellenlänge kam nun dieser »finanzielle« Bescheid!

Wut, Enttäuschung, Zorn! In mir brodelte es: »Mit mir nicht, so nicht! Schluss mit dem Theater – das hat doch nichts mehr mit Spiritualität zu tun – ich steig aus – genug!«

Doch noch stärker als mein Zorn war Bhagwans Stimme – zu bleiben, nicht gleich auszuflippen, meine Entwicklung fortzusetzen. Und diese Stimme war mächtig, duldeten keinen Widerspruch und nahm allen Raum in meinem Kopf ein.

Puh – nix wie weg hier – das »is too much« – bloß weg aus seinem magischen Einfluss! So wie ich war, floh ich zum Bahnhof – ohne Gepäck und Zelt – die Fahrt mit dem Motorrikscha-Taxi wurde zur Horrorfahrt – hat er seine Mafia auf mich gehetzt?

In der vollen Bahnhofshalle kauerte ich in einer Ecke – und gab schließlich auf: Hierbleiben! Auf der Fahrt zurück zum Zelt versuchte ich klare Gedanken zu fassen für einen »geordneten Rückzug«. Doch in meinem Kopf war kein Platz und keine Willenskraft für die Durchführung solcher Pläne. Bhagwans Kraft war stärker – meine Persönlichkeit war nur noch ein kümmerlicher Rest – unfähig sich durchzusetzen. Wie ein Fahrzeug ohne Bremsen! War ich »hörig« geworden?!

Im Zelt nahm ich vor lauter Wut alle Bilder des Meisters und zerriss sie, auch den Rest meines »Hausaltars« zerstörte ich – dafür reichte die Kraft: Bilder von Buddha, Krishna, Vishnu, Ram, tibetanische Meditationszeichen u.a., bis auf eines – bis auf dieses eine Bild aus Istanbul.

Eine Postkarte aus der Hagia Sophia – ein byzantinisches Mosaik: Jesus auf dem Thron!

Das war dann doch etwas anderes: Irgendwo aus fernen Kindheitserinnerungen leuchtete der edle Charakter von Jesus herüber, »der fuhr nicht so eine Achterbahn mit mir, der war nicht so geldgeil – brauchst es also nicht zerreißen ...«. Ein schönes Bild, in warmen Farben: Jesus hält ein großes Buch mit der einen Hand, und mit der anderen macht er eine beruhigende Segensgeste. »Muss wohl die Bibel sein«, dachte ich – und mir fiel ein, dass so was ja auch in meiner Tasche sein musste.

Mein Bruder hatte daheim in der Schule ein kleines Neues Testament mit Psalmen geschenkt bekommen (vielen Dank, ihr Gideons!), und weil er's nicht brauchte, gab er es mir mit. Und ich freute mich, noch ein »heiliges Buch der Menschheit« dabeizuhaben. Jetzt kramte ich's von unten aus dem Rucksack raus und schlug einfach irgendwo auf:

»Alle, die vor mir gekommen sind, die sind Diebe und Räuber, aber die Schafe haben ihnen nicht gehorcht. Ich bin die Tür; wenn jemand durch mich eingeht, der wird gerettet werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.

Ein Dieb kommt nur, dass er stehle, würge und umbringe. Ich bin gekommen, dass sie das Leben und

volle Genüge haben sollen. Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe ...«

»Das passt ja genau – ich versteh zwar nicht, wie Jesus Tür und Hirte zugleich sein kann, aber genauso wie unter die Räuber gefallen fühle ich mich auch! Gewürgt, bestohlen – ich dummes Schaf, mich so einem Rattenfänger auszuliefern ...«

Ich wollt's noch mal lesen, fand es aber nicht mehr, stattdessen las ich auf einmal in einem Brief des Petrus:

»Es waren aber auch falsche Propheten unter dem Volk, wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer, – die nebeneinführen verderbliche Sekten ... und viele werden nachfolgen ihrem zuchtlosen Wandel ... und aus Habsucht werden sie mit erdichteten Worten an euch ihren Vorteil suchen ...«

Aus Habsucht!

Genau! Ganz genau meine Situation! Sollte das Zufall sein?

Fragend schaute ich das Jesus-Bild an – und langsam wurde mir klar: Dieser Jesus lebt ja noch – irgendwo in der geistlichen Welt zwar – aber jetzt gerade will er mir wohl etwas klarmachen! Also kein Zufall, sondern sein Eingreifen!

Stark!

Und das Beste von allem: Während ich weiterlas, war im Kopf oben Funkstille! Kein Bhagwan, keine Ängste, keine Stimmen – die 2000 Jahre alte Stimme aus der Bibel hatte doch tatsächlich Kraft genug, alles andere zum Schweigen zu bringen!

Was für eine Entdeckung!

Damit konnte meine Flucht gelingen!

Die letzten Jahre meiner geistlichen Odyssee hatte ich sehr viele Lehren und Erfahrungen als »göttlich« oder »heilig« bezeichnet. Doch im Vergleich zu diesem inneren Erleben ...

Etwa wie verbrauchte Kneipenluft im Vergleich zur frischen Nachtbrise – an Ersteres gewöhnt man sich ja auch, und nur nach einer »Frischlufte Erfahrung« stinkt's einem drinnen gewaltig.

Genauso erging es mir! Ein Fenster zum Himmel war aufgegangen!

Diese wirklich göttliche Kraft – ob es Heiliger Geist war? – diese Klarheit von oben – oder besser, aus diesem Buch – das war also »echt heilig« und alles andere doch wohl »des Teufels«.

Kampf um die Freiheit

Noch lange las ich in dieser Nacht, und erst mal befreit fuhr ich tags darauf tatsächlich fort – nach

Goa, um dort am Strand alles Erlebte in Ruhe zu sortieren.

Das war gar nicht so einfach, denn der Psycho-terror fing jetzt erst richtig an, vor allem durch äußere Geräusche, Stimmen und andere Akustik wurde ich von nun an »belästigt«. Im Kopf waren es Klangreste der täglichen Sphärenmusik aus den Meditationen. Ich sollte nicht in der Bibel lesen! Meine Gedanken wurden wie von einem Magnet nach Poona zurückgezogen. Natürlich sträubte ich mich dagegen! Mit aller verbliebenen Kraft konzentrierte ich mich auf die Worte Jesu oder des Paulus. Sofort wurden die Geräusche und Stimmen bedrohlicher, Männer stritten laut neben meiner Strandhütte, Kinder schrien, Unfriede und Drohungen lagen in der Luft.

Ja, vor allem Drohungen! Ängste! Solche Gedanken: »Ein Unfall? Kein Problem – machen wir!«

»Verprügelt wirst du! Überfallen und verstümmelt! Hast du den Hippie vorhin gesehen, der mit dem halben Bein? Pass nur auf ...!«

Meine telepathischen Fähigkeiten wurden mir jetzt zum Fluch: Dieses »Radio im Kopf« kann man ja gar nicht abschalten! Bei meinen Ohren ging das leichter, zwei Ohropax-Stopfen (weiche Wachs-Watte aus der Apotheke) rein und ruhig war's. Als ich dann die Psalmen Davids las,

kam ich aus dem Staunen nicht mehr raus: Dem ging's doch ganz genauso!

»Die mir nach dem Leben trachten, stellen mir nach, und die mein Unglück suchen, bereden, wie sie mir schaden; sie sinnen auf Trug den ganzen Tag. Ich bin wie taub und höre nicht, und wie ein Stummer, der seinen Mund nicht auf tut. Ich muss sein wie einer, der nicht hört und keine Widerrede im Mund hat. Aber ich harre, Herr, auf dich ...« (Psalm 38,13-16).

Ja, ich fühlte mich wirklich von Bhagwans »Geheimtruppe« verfolgt – wohin ich auch kam, überall das gleiche Theater.

»Gott sei mir gnädig, denn Menschen stellen mir nach; täglich bekämpfen und bedrängen sie mich. Meine Feinde stellen mir täglich nach; denn viele kämpfen gegen mich voll Hochmut. Wenn ich mich fürchte, so hoffe ich auf dich. Ich will Gottes Wort rühmen; auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten. Was können mir Menschen tun?

Täglich fechten sie meine Sache an; alle ihre Gedanken suchen mir Böses zu tun. Sie rotten sich zusammen, sie lauern und haben acht auf meine Schritte, wie sie mir nach dem Leben trachten ... Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir Menschen tun?« (Psalm 56,1-12).

Ich hätte es nicht besser sagen können, jedes Wort beschrieb genau meine Empfindungen! Und ich bekam Hilfe beim Lesen! Nicht nur draußen wurde es langsam still – auch im Kopf war keine Feindesstimme mehr zu hören! Gottes Kraft war in Aktion!

Doch diese Siege währten nicht lange; ließ ich meine Gedanken frei, kamen die alten Geschichten und Ängste zurück.

Dann ging es zurück in den Norden Indiens, in die Großstadt Allahabad. Der anglikanische Priester, der mich dort aufnahm, schien mir ebenfalls in magische Praktiken verstrickt zu sein und konnte mir nicht helfen.

Im Januar 1977 fand auch gerade das große Fest »Kumbh Mela« dort statt – eine Art hinduistischer »Kirchentag«, und meine Neugier auf all diese Religiosität war damals noch stärker als meine Ängste. Interessant, was ich dort eines Tages entdeckte: Unter all den großen Zelten war ein kleines eingezäunt und mit orangefarbenen Flaggen: Hakenkreuze!

Nach einer Weile wurde ein alter, bärtiger Mann, auch in Orange, auf einem Thron vor das Zelt getragen, auf ein kleines Podest. Nun kamen von überall seine »Fans« – aber er redete kein Wort, saß nur da, und lächelte. Und die Geld-

scheine flogen zu seinen Füßen – bis ein kleiner Berg entstand!

Diesen »Meister« nannten sie den »Shankaracharya von ...«. Bekam man auf diese spendable Weise seinen Segen? Und wer nicht spurte – sprich zahlte – bekam den Fluch? Die haus-eigene Mafia auf den Hals?

Noch später, in den Tälern Nepals, verstärkte sich mein Eindruck, dass einige Hindu-Gurus sich mit dieser Masche die Leute aus den Dörfern gefügig machten, sich auf »religiöse« Art Schutz-gelder erpressten, mit einer Privatarmee nachts die »schreckliche Göttin Kali« spielten.

*»Ich sah einen Gottlosen, der pochte auf Gewalt und machte sich breit und grünte wie eine Zeder ...«
(Psalm 37,35).*

Der Hinduismus zeigte mir immer mehr sein wahres Gesicht: Korruption, Angst, Unterdrückung; und als Ehemaliger, als »Abtrünniger« bekam ich da scheinbar auch mein Teil davon ab.

Einbildung? Verfolgungswahn? Realität? Verwirrspiel der Dämonen? Schwer zu sagen ...

Etwas Orientierung bekam ich durch die Mahnung des Paulus, »nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen« (also nicht gegen Menschen), son-

dern gegen die »bösen Geister unter dem Himmel« (Epheser 6). Erst jetzt begann ich, die Psalmen geistlich zu verstehen und anzuwenden, die Feinde als »Geistwesen« zu deuten.

»Wo wir auch gehen, da umgeben sie uns, ihre Augen richten sie darauf, dass sie uns zu Boden stürzen, gleichwie ein Löwe im Versteck ... Herr, errette mich vor dem Gottlosen mit deinem Schwert!« (Psalm 17,11-13).

Dieses Schwert – »das Schwert des Geistes«, wie Paulus die Bibel nennt – wurde meine Rettung.

Dass ich immer und immer wieder gerade durchs Psalmenlesen alle Ängste überwinden konnte, gab mir ein unbegrenztes Vertrauen in Gottes Wort – ja, in den Urheber selbst.

»Er zog mich aus der grausigen Grube, aus lauter Schmutz und Schlamm, und stellte meine Füße auf einen Felsen, dass ich sicher treten kann; er hat mir ein neues Lied in meinem Mund gegeben, zu loben unseren Gott. Das werden viele sehen ...« (Psalm 40,3+4).

Wie wohl meine Freunde und Eltern auf diese Neuigkeiten reagieren würden?

Nach 5 Monaten auf den Straßen und in den

Tempeln des Orients mit ihrer Gehirnwäsche und diesem totalen Weltanschauungsumbruch erlebte ich auch noch meinen ersten Kulturschock:

Die fürsorglich großen Fleischportionen daheim auf Mutters Mittagstisch. »Siehst du, hätteste mal auf uns gehört, wär dir das Ganze erspart geblieben ...«, war ihr Kommentar zur Vergangenheit. Und die Bibel, Gott und Jesus? »Ja, aber musst du denn in allem gleich so fanatisch sein?«

Zeigten sich meine Eltern also reserviert, war's bei den alten Freunden eher Ablehnung: »Jetzt ist er aufm Jesus-Trip – na ja ...«

War niemand da, der mich verstand? Wo finde ich Menschen, welche die Bibel heute noch ernst nehmen? Eine neue Suche begann ...

On the road II

Im damaligen Wohnort meiner Eltern (Hirzenhain) gab's zwar den gläubigen Pfarrer Eizenhöfer, der mich gut verstand und akzeptierte, aber was ich brauchte, war eine intensivere Lebensform: eine Art christlicher »Aschram«.

Gnadenthal bei Limburg wurde mir empfohlen, doch mir erschien's als zu gediegen, zu edel für so'n Tramp wie mich ... da wollte ich nicht bleiben.

Alte Freunde von »Naturkost Rapunzel« meinten, die Benediktiner würden solche wie mich schon mal zur Betreuung aufnehmen, und so kam ich in mein erstes Kloster: St. Ottilien bei Landsberg.

Zehn erfüllte Tage bei den Mönchen, wo mir natürlich besonders der regelmäßige Psalmen-gesang und ihre Gastfreundschaft zu Herzen gingen. Gerade durch dieses regelmäßige Leben, die Gemeinschaft und die ernste Frömmigkeit der Benediktiner bekam ich damals eine ziemlich katholische Prägung. Das Thema »Messe/ Eucharistie« stand sehr im Vordergrund, war das Allerheiligste, und alle guten Kräfte und Heilung wurden von ihr erwartet. Und von Maria!

Pater Fromencius versuchte – nachdem er meine Geschichte kannte – einen kleinen Exorzismus und versorgte mich mit diversen Gebetszetteln gegen Anfechtungen: »Anrufung des Erzengels Michael«, »Anrufung der Mutter Gottes« ... Irgendwie doch nicht ganz der biblische Weg, dachte ich – und fragte nach christlicher Meditation und Versenkung.

Da gab's (gibt's?) einen »Fachmann«, Pater Beda im Kloster Neresheim, und dort blieb ich die nächsten zwei Wochen. Doch bei ihm – und später auch bei anderen christlichen Medita-

tionslehrern – musste ich immer wieder eine (pardon!) fast naive Offenheit für östliche Lehren feststellen. Und da war ich ja ein »gebranntes Kind«!

Auch Eutonie, Tiefenentspannung usw. erinnerten mich zu sehr an Poona-Praktiken. Also wieder nichts!

Ob Franziskaner den besseren Weg haben?

Der Franz von Assisi ...? Bei Bruder Mederlet in Craheim fand ich viel menschliche Wärme und einen reichen Erfahrungsschatz – aber auch wieder diesen katholischen Kult ums Abendmahl, viel Weihrauch, Gewänder, Heiligen-Litanei, »Maria, ich grüße dich ...«. Ach, da war und blieb einfach ein zu großer Abstand zur Bibel – zu diesem Buch, das doch jetzt in allem mein Ratgeber und Wegweiser sein sollte:

»Wer weitergeht und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat Gott nicht ...«! (2. Johannes 9).

Wahrheit – statt Zeremonien

Nach dieser Tour fand ich in einem Vorort Tübingens Wohnung und eine Arbeit als Fahrer für Arzneimittel, und erst ein Jahr nach meiner Indienzeit hatte ich wieder Kraft genug, in meinen Erzieherberuf einzusteigen.

Zwanzig Kindern im Kindergarten von Meisenheim/Pfalz durfte ich Liebe und Orientierung geben. Ich selbst bekam sie auch: durch Bibelstunden der Liebenzeller Mission.

Hier fand ich endlich ein Christentum, das treu am Wort der Bibel blieb («s'isch doch heilig und von Gott inschpiziert ...«), und erst hier wurde mir auch durch verschiedene Prediger die zentrale Bedeutung des Opfertodes Jesu nahegebracht. Hätte ich das doch bloß ein Jahr früher schon begriffen, ich wäre viel schneller und dauerhafter aus diesem satanischen Einfluss von Bhagwan herausgekommen.

Erst mal musste ich verstehen, wie extrem der Gott Israels, der Gott der Bibel, alle magisch-okkulten Praktiken ablehnt:

»... dass nicht jemand unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder seine Tochter durchs Feuer gehen lässt oder Wahrsagerei, Hellseherei, geheime Künste oder Zauberei treibt, oder Bannungen oder Geisterbeschwörungen oder Zeichendeuterei vornimmt oder die Toten befragt. Denn wer das tut, der ist dem Herrn ein Gräuel ...« (5. Mose 18, 10-12).

Nicht nur, was er tut – die Person selbst ist dem Herrn ein Gräuel (abscheulich)! Und Jesus warnte uns:

»Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun ...« (Matthäus 24,24).

Diese Zeichen und Wunder sind scheinbar das »Handwerkszeug« jeder antichristlichen Bewegung und haben ihren Ursprung eindeutig beim Satan und seinen Dämonen:

»Der Böse aber wird in der Macht des Satans auftreten mit großer Kraft und lügenhaften Zeichen und Wundern!« (2. Thessalonicher 2,9).

Da läuft also ein Kampf in der geistigen Welt und ich stand jahrelang auf der falschen Seite! Krieg gegen Gott, Aufstand gegen den Schöpfer des Kosmos! Gegen den rechtmäßigen Besitzer und König des Weltalls!

So etwas bleibt nicht ungestraft:

»Die Feigen aber und Ungläubigen und Frevler und Mörder und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner, deren Teil wird in dem Pfuhl sein, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod« (Offenbarung 21,9).

Wenn das wahr ist – wie kann ich dem entkommen, wie fang ich dann neu an?

Nur ein einziger Weg der Versöhnung mit Gott steht offen: Ein anderer, ein Unschuldiger übernimmt meine Schuld, die mir bestimmte Strafe, und »bezahlt«. Dann wäre ich frei! Dieses »Versöhnungs-Konzept« ist eindeutig Gottes Plan: Im alten Tempel Israels war es das unschuldige Lamm, das zum Sündenbock gemacht – und dann getötet werden musste.

Heute gilt Gottes Angebot weltweit: »Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!« (Johannes der Täufer über Jesus in Johannes 1,29).

Schon 700 Jahre vor der Geburt Christi hat der Prophet Jesaja den Tod Christi genau beschrieben:

»Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt« (Jesaja 53,5).

Das also ist die wirkliche Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu! An meiner statt! Für mich!

Jetzt erst, nachdem ich das verstanden hatte, mit diesem Tausch einverstanden war und im Gebet alle Schuld meiner Vergangenheit auf Jesus »abwälzen« konnte – jetzt erst war ich richtig frei! Hatte Frieden mit Gott! Segen und Kraft

von oben – und damit gab's keine Chance mehr für die Kräfte Satans und seiner Dämonen!

Frei! Gott sei Dank! Das ist doch mal eine richtig gute Nachricht – oder?

Und anderen das weiterzusagen, wurde von nun an meine liebste Beschäftigung, meine Lebensaufgabe – anderen Menschen diesen »Retzungsweg« zu zeigen.

Seither wurde ich oft gefragt, warum ich mir nun so sicher bin, diesmal nicht »verführt« zu sein, jetzt wirklich die Wahrheit gefunden zu haben – die absolute, für alle Erdenbewohner gültige? Diese und andere Fragen brachten mich schließlich auf eine Bibelschule. Zwei Jahre in Seeheim zeigten mir dann noch viel mehr von den in der Bibel verborgenen Schätzen, Prinzipien und Ordnungen, von Gottes Plänen und Absichten.

Wer einmal das Thema »Geschichte der Juden: Prophetenworte und deren exakte Erfüllung« anhand der Bibel studiert, erhält einen wissenschaftlich fundierten Beweis für die Wahrheit und Zuverlässigkeit dieses Buches und seines »Autors«!

Gleiches gilt von dem, was über die Geburt, das Leben und den Tod Jesu vorhergesagt wurde!

Als ich ein Jahr in Israel wohnte, waren genau das meine Gesprächsthemen mit den jüdischen Bewohnern. Auch für mich selbst wurde dieses Studium der Propheten ein festes Fundament meines Glaubens – neben meinen »indischen« Erlebnissen.

»Keine Zweifel?« Nein, diese Beweise sind einfach zu stark! Nur ein Gott, der wirklich ewig ist – über aller Zeit stehend – kann 2500 Jahre und mehr überblicken und seinen Propheten offenbaren.

Woher sonst sollten sie ihr Wissen haben?

So hat dieser lebendige Gott mir also wirklich »ein neues Lied in meinen Mund gegeben«, einen neuen Lebenssinn: als Jünger Jesu und Botschafter an seiner statt alle zu bitten:

»Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2. Korinther 5,20).

»Jeder hat so seinen Vogel ...«

Mein Start in dieses Leben war denkbar gut – und sehr solide. Die Kindheit verbrachte ich in Eisenerz, einer kleinen, von Bergen umgebenen Stadt in der Obersteiermark (Österreich). Über meine Heimatgemeinde kursiert der Witz, dass der einzige ebene Fleck dort der Fußballplatz sei.

Unsere Familie war ein Nest voller Geborgenheit und Liebe. Ich hatte wirklich Glück, denn nach drei Brüdern kam ich als die von meinem Vater sehulich erwünschte erste Tochter zur Welt. Als ich sieben war, wurde meine Schwester geboren. Oft war ich mit meinen Geschwistern und ihren Freunden unterwegs und das Bauen von Baumhütten war mir jedenfalls vertrauter als Puppenspielen. Vielleicht ist meine Erinnerung idyllischer als die Wirklichkeit damals, doch jedenfalls denke ich sehr gerne an meine Kindheit zurück.

Religion spielte in unserem Familienleben keine große Rolle. Mein Vater war durch Erleb-

nisse während des Krieges nicht gut auf die Kirche zu sprechen und übertrug diese Aversion ganz allgemein auf den Glauben. So war ich zwar katholisch und besuchte auch den Religionsunterricht, Tiefgang gab es jedoch in dieser Hinsicht keinen.

Nach dem achten Schuljahr war eine Entscheidung über den weiteren Ausbildungsweg zu treffen. Da es in Eisenerz nur wenige Möglichkeiten gab, fiel unsere Wahl auf eine berufsbildende höhere Schule in Graz, ca. 100 km von zu Hause entfernt. Auch meine Brüder gingen aus demselben Grund auswärts zur Schule und die Kosten, die meine Eltern für die Ausbildung von uns Kindern zu tragen hatten, waren enorm. Die nächsten zwei Jahre wohnte ich ohne große Begeisterung in einem Internat, wo es für meinen Geschmack viel zu wenig frische Luft und zu wenig Sport gab. Nur um aus dem Internat herauszukommen, nutzte ich das kulturelle Angebot und besuchte alle angebotenen Veranstaltungen vom Rezitationsabend über Faust bis zum Fliegenden Holländer in der Oper. Sogar der katholischen Jugendgruppe schloss ich mich an – eine Jungscharstunde abends in der Stadt und manche Wochenendaktivitäten sorgten für Abwechslung. Manchmal hatte ich bei einem Vortrag das Gefühl, als würde eine verschlossene

Tür einen Spalt breit geöffnet, doch der Tiefgang blieb auch hier aus.

Nach zwei Jahren meiner Grazer Schulzeit lag ich meinen Eltern so lange in den Ohren, bis sie mir erlaubten, das Internat zu verlassen und gemeinsam mit einem meiner Brüder ins leer stehende Haus meiner verstorbenen Großmutter zu ziehen. Eine Zeit der neuen Freiheit begann und in den verbleibenden drei Schuljahren fing das an, was ich für das wirkliche Leben hielt. In den nächsten Ferien traf ich einen Freund meines Bruders, der in Graz Medizin studierte. Er war der Leiter einer sehr aktiven Jungmannschaftsgruppe des Alpenvereins und lud mich in diese Clique ein. So begann meine Karriere als Bergsteigerin. Obwohl ich in dieser Zeit nicht nur erfolgreich die Schule absolvierte und vom Tanzkurs bis zur Fahrschule vieles unternommen habe, bleibt das Vorherrschende in meiner Erinnerung doch das Bergsteigen. Ich hatte in der Alpenvereinsgruppe wirklich gute Freunde gefunden und wir verbrachten einen Großteil unserer Freizeit zusammen.

Zielstrebig und rücksichtslos

Gleich meine erste Bergtour mit ihnen wurde zu einem Härtetest. An einem verlängerten Wo-

chenende Anfang November unternahmen wir eine Fahrt zum Koppenkarstein in der Nachbarschaft des Dachsteins. Wir brachen abends in Graz auf, und mit den VW-Käfern, die teilweise älter waren als wir selbst, dauerte es eine Weile, bis wir an Ort und Stelle waren. Erst nach Mitternacht kamen wir in Ramsau am Dachstein an, und da wir als Schüler und Studenten immer an chronischem Geldmangel litten, machten wir – wie auch später noch oft – nicht viel Umstände mit Quartiersuche, sondern legten uns gleich neben dem Parkplatz mit den Schlafsäcken in den Straßengraben.

Es war meine erste Übernachtung im Freien und ich fand den Sternenhimmel viel zu schön, um bald einzuschlafen. Außerdem war es so kalt, dass ich froh war, als schon vor fünf Uhr der Aufstieg zum eigentlichen Beginn der Klettertour erfolgte. Ich fühlte mich zwar hundemüde und hungrig, doch als wir bei Sonnenaufgang den Ausblick über die nebligen Täler und sonnenübergossenen Berge genießen konnten, war ich reichlich entschädigt.

Beim Einstieg wurde endlich gefrühstückt, dann begann die Kletterei. Unsere Tour war eine Route im vierten Schwierigkeitsgrad, was mich ziemlich überforderte, da ich bisher in den Bergen zwar viel gewandert, aber nie geklettert war. Für

mich war es nicht nur schwierig, sondern auch sehr lang. Da mehrere Seilschaften unterwegs waren und wir wegen Steinschlag aufpassen mussten, kamen wir nur langsam vorwärts und erreichten den Gipfel erst bei Sonnenuntergang. Glücklicherweise stand knapp unter dem Gipfel eine kleine Hütte – nicht viel mehr als ein Bretterverschlag, doch drinnen waren ein Ofen und Brennholz und so konnten wir Tee kochen.

Es wurde ein gemütlicher Abend mit Erzählungen von vergangenen Bergfahrten und natürlich mit dem Schmieden neuer Pläne. Wir hatten einige Stimmungskanonen unter uns, daher ging der Stoff zum Lachen nie aus. Schließlich ließen wir das Feuer ausgehen und legten uns wieder mit den Schlafsäcken auf den Boden. Die Nacht war sehr kalt. Draußen lag schon der erste Schnee, wir befanden uns über 2000 m Höhe und der Wind pfiff durch die Ritzen der dünnen Bretterwand. Geschlafen habe ich wieder nicht viel, aber das war mir egal. Am nächsten Morgen stiegen wir über den Normalweg ab und fuhren nach Graz zurück.

Vielleicht wäre ein Wochenendausflug dieser Art für jemand anderen ein Grund, mit dem Bergsteigen sofort wieder aufzuhören, ich aber war von meiner Einstandstour begeistert. Ich hatte Lunte gerochen.

In unserer Gruppe waren ausgezeichnete Bergsteiger, mit denen ich auch später, als ich mehr Übung hatte, nicht mithalten konnte. Beispielsweise war da einer, der noch keine siebzehn Jahre alt war, als er die Eiger-Nordwand bezwang. Warum ich trotzdem immer wieder mit von der Partie war, lag an unserer Freundschaft. Die Atmosphäre war locker und nicht ausschließlich leistungsorientiert. Der Spitzname unserer Clique war: die Trödler. Wir waren dafür bekannt, dass wir keinen Wert darauf legten, die Touren in Rekordzeiten zu bewältigen. Uns ging es um Erlebnisse und wenn sich ein gemütliches Biwak einschieben ließ, dann taten wir es. Hätte ich es dabei belassen, dass Bergsteigen eine schöne Freizeitbeschäftigung ist, hätte alles eine andere Richtung genommen. Doch ich machte die Berge zu meinem Lebensinhalt und steuerte damit auf eine Katastrophe zu.

Die erste negative Auswirkung meines neuen Lebensstils war, dass sich die Beziehung zu meinen Eltern drastisch verschlechterte. Meine Risikobereitschaft beim Klettern nahm zu und gipfelte in dem Satz: »Es ist nicht wichtig, ob ich von einer Bergtour lebend nach Hause komme – es zählt nur, ob es schön war!« Mein Vater kämpfte zu dieser Zeit schon mit einer Krebserkrankung und meine Einstellung belastete die

ohnehin sehr angespannte Situation in der Familie zusätzlich. An manchen Bergtouren nahm ich trotz ausdrücklichem Verbot meiner Eltern teil. Zielstrebig war ich immer schon, jetzt wurde ich rücksichtslos.

1975 hat in meiner Erinnerung einen besonderen Stellenwert. Am 1. Februar starb mein Vater. Sein Tod war für die ganze Familie ein tragischer Verlust. Doch auch durch die direkte Konfrontation mit dem Sterben meines Vaters änderte ich mich nicht. In diesem Jahr machte ich auch meine Matura (entspricht dem Abitur). Ich hatte keine Vorstellungen, wie es beruflich oder ausbildungsmäßig weitergehen sollte, denn zu sehr war ich von einem faszinierenden Nahziel beherrscht.

Faszination Himalaja

Meine Freunde planten eine Expedition ins Karakorum und ich wollte mit. Meine Mutter versuchte mit allen Mitteln, mich von diesem Entschluss abzubringen – unter anderem schränkte sie die finanzielle Unterstützung ein, von der ich als Schüler natürlich abhängig war. Sie wollte damit meine Teilnahme an der Expedition verhindern, erreichte aber nur, dass ich nun neben der zeitintensiven Vorbereitung für Schulabschluss

und Expedition auch noch für meinen Lebensunterhalt arbeiten musste. Die Teilnahme an diesem Abenteuer erschien mir so lohnend, dass ich dafür jede Schwierigkeit in Kauf nahm. Bei dem Arbeitspensum, das ich zu bewältigen hatte, kam die sportliche Vorbereitung zu kurz und ich war körperlich nicht in der optimalen Verfassung.

Ich hatte einen späten Prüfungstermin, daher fuhren meine Freunde schon zwei Wochen vor mir mit einem Lkw und der ganzen Expeditionsausrüstung nach Pakistan ab. Ich bestand meine letzten Examen und nahm dann ein Flugzeug, um sie in Rawalpindi zu treffen. Das große Abenteuer hatte begonnen. Unseren Tatendrang mussten wir noch eine Weile bezähmen: Erstens dauerte es, bis alle Formalitäten bei den Behörden abgewickelt waren, und zweitens war es schwierig, mit dem Flugzeug in den Norden zu kommen, da der Monsun bereits eingesetzt hatte und viele Flüge abgesagt werden mussten. Mit dem Auto konnte man in diesem Jahr nicht nach Balistan kommen, da der Karakorum Highway gerade in Bau war. »The valley is blocked«, hörten wir täglich am Flughafen, fuhren zurück in unser Hotel und versuchten es um fünf Uhr früh am nächsten Tag wieder. »Maybe today, or tomorrow or day after tomorrow« – diesen Satz habe ich in Pakistan wohl Hunderte Male gehört.

Endlich klappte unser Flug und im Gepäckraum einer alten DC-3 flogen wir nach Skardu. Dort luden wir unsere Ausrüstung auf Traktoren und Geländewagen und fuhren bis zum Ende der Straßen und der Zivilisation.

Für die nächsten drei Monate waren wir auf uns selbst gestellt. Die Dimensionen der Landschaft fand ich atemberaubend – die Strapazen auch. Unser Ziel war der siebeneinhalbtausend Meter hohe Skyang Kangri in der unmittelbaren Nachbarschaft des K2. Zwei Wochen waren wir mit Trägern unterwegs, bis wir den Platz unseres Basislagers erreichten. Dort schickten wir die Träger zurück und waren endgültig allein. Wir errichteten unsere kleine Zeltstadt in knapp fünftausend Metern Höhe auf einer Mittelmoräne des Godwin-Austen-Gletschers nördlich von Concordia. Das Panorama war überwältigend – K2, Angel, Broad Peak und Chogolisa bildeten unter anderem die Kulissen.

Mit dem Wetter hatten wir kein Glück. An den ersten Tagen im Basislager wechselten Schneeregen, Regen und Schneefall ab. Wir richteten nur das Notwendigste und warteten dann eine Wetterbesserung ab. Kleidung, Zelte und Schlafsäcke sogten sich mit Feuchtigkeit voll. Es war schwierig, sich warm zu halten. Ich war wohl nicht konsequent genug, regelmäßig zu essen.

Der Gedanke, nachts bei unter zehn Grad minus aufzustehen, mich anzuziehen, zu dem dafür bestimmten Örtchen auf der anderen Seite der Moräne zu gehen und den Hintern in den kalten Wind zu halten, hielt mich auch davon ab, genug zu trinken.

Tagelang lag ich im feuchten Schlafsack, fro und döste vor mich hin. Ich erkältete mich, verspürte auch leichte Halsschmerzen, ignorierte aber meinen Zustand so lange, bis ich nicht mehr fähig war, etwas dagegen zu tun. Aus der leichten Erkältung war eine Lungenentzündung geworden. Ich hatte hohes Fieber, war apathisch und nicht einmal mehr in der Lage, den Reißverschluss meines Schlafsackes selbst aufzumachen.

Wäre nicht bei meinen Freunden plötzlich eine hektische Aktivität um meine Person ausgebrochen, wäre mir mein kritischer Zustand wahrscheinlich gar nicht bewusst geworden – ich wäre eingeschlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Meine Freunde sorgten für Medikamente – wir hatten mehrere Container mit medizinischer Ausrüstung mit – und überredeten mich mit viel Geduld zur Flüssigkeitsaufnahme und zum Essen.

Als ich erschöpft in meinem Zelt lag und mir bewusst wurde, dass mein Leben hier zu Ende gehen könnte, ergriff mich die nackte Angst.

Starke Sprüche wie »Hauptsache, es war schön!« fand ich nun wenig hilfreich. Obwohl ich nur wenige Monate vorher mit dem Tod meines Vaters konfrontiert worden war, habe ich dieses Thema doch nie mit mir persönlich in Beziehung gebracht. Der Tod – das war bis jetzt immer etwas, das andere anging. Mein Vater war mit zweiundfünfzig Jahren relativ jung gestorben und ich war nicht einmal zwanzig! Ich wollte nicht sterben und schon gar nicht hier und jetzt.

Erschrocken musste ich mir eingestehen, dass ich keine Ahnung hatte, was nach dem Tod geschehen würde. Dass es irgendein höheres Wesen gibt, nahm ich zwar an, aber Konkretes wusste ich nicht. Mir kam der Gedanke, dass viele Leute beten, wenn es ans Sterben geht. Doch das schien mir zu billig. Ich dachte mir: Bis jetzt habe ich keinen Gott um seine Meinung gefragt, warum sollte er sich dann um mich kümmern. Deshalb habe ich damals nicht gebetet, doch ich beschloss, auf die Frage nach Gott und dem Woher und Wohin des Lebens eine Antwort zu suchen, wenn ich dazu noch Gelegenheit bekommen würde. Ich wollte nicht ein weiteres Mal so hilflos dem Tod in die Augen schauen müssen.

Ich erholte mich zwar, war aber weiterhin sehr schwach. In dieser Höhe kommt man nur sehr langsam wieder auf die Beine. Bergsteigerische

Großtaten habe ich also keine mehr vollbracht. Von einigen Ausflügen in die Umgebung abgesehen, blieb ich für die restliche Zeit im Basislager. Außer schlafen, kochen, Wasser holen oder Schnee schmelzen und essen hatte ich nichts zu tun. Mit so luxuriösen Tätigkeiten wie Körperpflege oder Wäschewaschen beschäftigt man sich in diesen Regionen nur sehr selten.

Um uns war eine Stille, die so intensiv war, dass ich manchmal dachte, ich kann meine Hand ausstrecken, um sie zu fassen. Wir waren hoch über der Vegetationsgrenze. Man hört dort keine Blätter im Wind rauschen, keine Insekten summen, keine Vögel singen. Nur die Geräusche, die man selbst verursacht, sind überdeutlich. Wenn es warm genug ist, gluckst das Tauwasser, und bei starkem Wind knattern die Zeltwände. Stundenlang lag ich da, um die sich verändernden Wolken zu beobachten. Die Faszination dieser großen Stille ist mir bis heute geblieben und zeitweise packt mich die Sehnsucht danach.

Damals fingen bereits manche Bergsteiger an, auch sieben- und achttausend Meter hohe Berge im sogenannten Westalpenstil zu besteigen. Ein kleines Team, wenig Gepäck und damit größere Flexibilität sind Vorteile, die auch bei kurzen Schönwetterphasen einen raschen Aufstieg bis zum Gipfel und einen ebenso raschen Rück-

zug ermöglichen. Wir hatten unsere Expedition jedoch im klassischen Stil geplant: ein gut ausgerüstetes Basislager, langsames Akklimatisieren und Vordringen auf den Berg, Einrichten von Höhenlagern oder Materialdepots.

Lange Schlechtwetterphasen wurden meinen Freunden zum Verhängnis. Während der endlosen Schneestürme waren sie in den Hochlagern zum Abwarten gezwungen, und – was am schwersten wog – der Rückmarschtermin war gekommen und damit gingen die Lebensmittelvorräte langsam zu Ende.

Da klarte es endlich auf, und die beiden, die sich im höchstgelegenen Lager befanden, wollten sich diese letzte Chance nicht entgehen lassen und versuchten, doch noch den Gipfel zu erreichen. Einer von ihnen kam mit schweren Verletzungen und Erfrierungen zurück und die Strapazen des Rückmarsches wären in seinem Zustand beinahe tödlich gewesen. Durch die Erfrierungen mussten später Teile der Finger beider Hände und seine Füße bis zum Mittelfußknochen amputiert werden. Der zweite, es war der Medizinstudent, der mich zum Bergsteigen gebracht hatte, kam nicht zurück. Er gilt bis heute als vermisst.

Ich hatte große Schwierigkeiten, meine abermalige Begegnung mit dem Tod zu verkraften.

Zwar schien mir nun, dass das Leben doch ein zu hoher Preis für schöne Erlebnisse sei, doch gab es überhaupt etwas, wofür es sich lohnte, zu leben und sich anzustrengen? Der Rückmarsch war in meinem noch immer geschwächten Zustand eine Tortur. Außerdem hatten wir die letzten Tage vor dem Erreichen des ersten Dorfes fast nichts mehr zu essen. Zu lange hatten wir mit dem Rückmarsch gezögert, außerdem blieben ein Materialdepot mit Lebensmitteln und das Lager III nach einem Schneesturm unauffindbar. Als wir die ersten menschlichen Siedlungen erreichten und Lebensmittel kaufen konnten, versuchten wir beim Essen vernünftig zu sein, um unsere Verdauung nicht zu überfordern. Unsere Vernunft sah allerdings so aus, dass wir zum Beispiel den Verzehr von Eiern auf zehn Stück pro Tag und Person beschränkten.

Unsere Rückfahrt mit dem Lkw dauerte ca. zwei Wochen. Das gab mir die Chance, mich langsam mit den Gedanken an ein normales Leben zu Hause vertraut zu machen. Ich wusste noch immer nicht, was ich jetzt in Angriff nehmen sollte – Beruf oder Studium? Der Kulturschock war unvermeidlich und nach mehreren Monaten unterwegs wirkte Österreich wie ein spießbürgerliches Puppenhaus auf mich. Mein Frust war unbeschreiblich.

Bei den »Munis«

In dieser Stimmungslage befand ich mich, als ich in Graz eine Bekannte traf. Sie studierte Biologie und ich unterhielt mich ein Weilchen mit ihr. Begeistert erzählte sie mir, dass sie mit sehr netten jungen Leuten in einer Wohngemeinschaft lebe. Es würden auch Diskussionsrunden zu Weltanschauungsfragen veranstaltet – ob ich nicht Lust hätte, sie dort zu besuchen? Wir verabredeten uns gleich für den nächsten Abend und ich brachte eine ehemalige Schulkollegin mit, von der ich wusste, dass sie an solchen Fragen interessiert war.

Ich hatte nach meinem ersten Besuch in der Wohngemeinschaft den Eindruck, dass die Leute dort genau wussten, wofür sie lebten, und sehr konkrete Vorstellungen über Richtig und Falsch hatten. Natürlich hatte ich noch immer meine ungelösten Fragen über Gott und das Leben nach dem Tod im Hinterkopf, so sah ich es als Fügung, dass ich dieses Mädchen getroffen hatte, und stürzte mich Hals über Kopf in die Auseinandersetzung mit den Lehren dieser Leute. Ich hielt ihre Weisheiten für die Rettung aus meiner Verzweiflung und merkte nicht, dass ich mit meinen Problemen vom Regen in die Traufe kam. Ich war in einem Zentrum der Mun-Sekte oder Vereinigungskirche gelandet.

Wenn ich heute die Aussagen der »Göttlichen Prinzipien« – wie die Lehren Muns heißen – überdenke, dann frage ich mich wirklich, wie ich solch einen Unsinn jemals glauben konnte. Dass ich das damals nicht durchschaut habe, kann ich mir nur durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren erklären:

- Ich hatte mein Himalaja-Abenteuer noch nicht verarbeitet und war psychisch angeknackst.
- Mein Vater fehlte mir sehr.
- Ich hatte keine langfristigen Pläne für mein weiteres Leben.
- Ideologisch und religiös war ich noch nicht festgelegt.
- Wahrheit war etwas Relatives und unverrückbare Werte kannte ich nicht.
- Die Mitglieder der Mun-Sekte rückten mit dem, was sie für die Wahrheit hielten, nur scheinbar heraus. Gleichzeitig versuchten sie, mich durch freundschaftliche Beziehungen an sich zu binden.

Über die Lehren und Methoden der Vereinigungsbewegung – wie sie sich jetzt nennt – gibt es ohnehin sehr gutes Informationsmaterial, ich beschränke mich deshalb hier nur auf die Aspekte, die für mich maßgeblich wurden, und werde meine subjektiven Eindrücke schildern. Zwei Bereiche aus den »Göttlichen

Prinzipien« sind mir wichtig geworden: die sogenannte Errichtung der vier Positionen und das Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung.

Auf einen einfachen Nenner gebracht, besagt die Lehre über die Errichtung der vier Positionen Folgendes: Mann und Frau müssen jeder für sich ihre persönliche Vollkommenheit erreichen und eine harmonische Beziehung zu Gott aufbauen. Erst dann sind sie in der Lage, eine vollkommene Beziehung zueinander zu haben, und können in einer vollkommenen Familie ihren Kindern einen optimalen Start für das Erreichen ihrer eigenen Vollkommenheit geben.

Im Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung wird behauptet: Gott ist heilig und gerecht, der Mensch aber unzulänglich und fehlerhaft, also sind die Menschen von Gott getrennt. Der Mensch kann nun durch das Zahlen von Wiedergutmachung diese Kluft überwinden, zum Beispiel durch Beten, Fasten oder durch Leiden. Wiedergutmachung kann man auf verschiedenste Art leisten. Es kann das Ausführen von Tätigkeiten sein, die einem schwerfallen, oder der Verzicht auf etwas, das man gerne hat oder tut. Auch Krankheit kann Wiedergutmachung sein. Handelt man bewusst oder unbewusst gegen die Gebote Gottes, vergrößert man die Ent-

fernung zu Gott und muss später entsprechend mehr Wiedergutmachung leisten.

Diese Lehren werden durch Zitate aus der Bibel christlich verbrämt. Allerdings werden in den meisten Fällen weder der Kontext noch andere Aussagen der Bibel zum selben Thema berücksichtigt. Sogar halbe Sätze werden zitiert.

Gekrönt wird die Lehre durch die Schlussfolgerung, dass der Mensch seine Vollkommenheit erst dann erreichen kann, wenn ein geschichtliches Vorbild existiert. Ursprünglich war Adam dafür vorgesehen, dieser Prototyp zu sein. Da er versagte, sollte Jesus Christus zuerst seine Vollkommenheit erreichen, um dann eine Familie zu gründen. Da er jedoch von seinen Zeitgenossen vorzeitig abgelehnt und gekreuzigt worden ist, musste Gott einen neuen Messias senden, der diese Aufgabe nun endlich erfüllen soll. Nun selbst nennt sich »Herr der Wiederkunft« und hat erklärt, dass er diese Basis der Vollkommenheit nun gelegt hat und dass jeder, der symbolisch sein Kind wird, diesen Weg ebenfalls beschreiten kann. Aus diesem Grund führen er und seine Frau auch den Titel »wahre Eltern«.

Natürlich erfuhr ich damals nicht alles auf einmal. Lang gediente Mitglieder haben keine Skrupel zu lügen, wenn es darum geht, jemanden bei der Stange zu halten. Es geschieht ja

nur zum Besten des Neulings, wenn man ihn so behandelt, dass er sich zum Mitarbeiten entscheidet. So wurden meine Schulkollegin und ich mit Freundlichkeiten förmlich überschüttet. Man ließ uns merken, wie sehr man sich über unser Kommen freute und wie wertvoll unsere Mithilfe sei. Sie vermittelten uns den Eindruck, dass sie nur auf uns gewartet hätten. Die Leute waren wirklich nett und bald fühlten wir uns tatsächlich unentbehrlich. Schon nach kurzer Zeit zog ich in der Wohngemeinschaft ein, und damit war die Chance, die Sache kritisch zu hinterfragen, drastisch gesunken.

Mein Ziel war nun nichts Geringeres als Vollkommenheit. Ich wollte zuerst an mir arbeiten, meine Unzulänglichkeiten ausmerzen und eine Beziehung zu Gott aufbauen. Ich sah dieses Ziel in nächster Nähe, deshalb scheute ich keine Mühe und dachte: »Je radikaler, umso besser.«

Im Zentrum arbeitete man gezielt mit Schlafentzug. Nicht dass mich jemand gewaltsam vom Schlafen abgehalten hätte. Es war einfach nicht möglich, genug Schlaf zu bekommen. Abends gab es Vorträge oder Diskussionen, die oft bis nach Mitternacht dauerten.

Niemand hatte ein eigenes Zimmer, sondern alle Mädchen und Frauen schliefen gemeinsam in zwei Räumen. Jeder breitete sich Matte und

Schlafsack auf dem Boden aus. War es doch einmal gelungen, früher einzuschlafen, wurde man garantiert gestört, wenn die anderen sich niederlegten. Morgens um sechs Uhr war eine gemeinsame Gebetszeit von einer Stunde auf dem Tagesplan. Liegen zu bleiben und länger zu schlafen, war verpönt.

Zusätzlich waren noch häufig sogenannte Gebetsketten angesagt. Rund um die Uhr wurde jeweils für eine Stunde von zwei Mitgliedern gebetet, dazu stand man auch während der kurzen Nachtruhe noch auf. Manchmal gab es besondere Veranstaltungen, wo man überhaupt nicht schlafen ging. Beliebt waren »Vierzig-Kilometer-Märsche«: Nach dem normalen Tagesablauf begaben wir uns nicht wie gewöhnlich zur Ruhe, sondern gingen in einem großen Bogen um die ganze Stadt.

Am nächsten Morgen begann wieder ein gewöhnlicher Arbeitstag. Um Wiedergutmachung zu leisten und damit Gott und seinem Ziel der persönlichen Vervollkommnung näher zu kommen, war keine Anstrengung zu groß.

Gleiches wie für das Thema Schlaf galt auch für andere Bereiche, zum Beispiel das Spenden von Geld. Nie hat mich jemand direkt darauf angesprochen, wie viel von meinem Einkommen ich geben sollte. Wie dringend es sei, die

Missionstätigkeit zu unterstützen, wurde jedoch ständig betont. Das Endzeitbewusstsein war allgegenwärtig, jeder Tag könne der letzte sein, hieß es – und außerdem war auch der Verzicht auf eigene finanzielle Mittel Wiedergutmachung. Ich nahm damals eine Stelle als Sekretärin in einem Reisebüro an und verdiente dabei etwa 500 Euro. Davon habe ich bis auf das Kleingeld alles abgeliefert.

Wiedergutmachung konnte auch durch Verzicht auf Dinge oder Tätigkeiten, die einem Freude bereiten, geleistet werden. Für mich fiel unter diese Kategorie natürlich jede Art von Sport, besonders Bergsteigen. Auch das Abbrechen von Beziehungen zu alten Freunden wurde gefördert. Damals heirateten zwei aus unserer Expeditionsmannschaft – ich bin weder zu ihrer Hochzeit gegangen, noch habe ich ihnen eine Karte geschrieben.

Mein Körper war mit der abrupten Umstellung der Lebensgewohnheiten nicht einverstanden. In kurzer Zeit nahm ich zehn Kilo zu und fühlte mich schwerfällig und schlapp. Nur wenige Wochen nach meiner Übersiedlung ins Zentrum begannen mich heftige Migräne-Anfälle zu quälen. Ich hätte eben sehr viel falsch gemacht in meinem bisherigen Leben und sollte froh sein, nun Gelegenheit zum Leisten von Wiedergut-

machung zu haben – das war der wenig mitfühlende Kommentar der Munis.

Insgesamt verbrachte ich dreieinhalb Jahre in der Mun-Bewegung. Hauptmotivation bei allen Tätigkeiten war, neue Mitglieder zu gewinnen und Geld zu beschaffen. Die ersten Monate war ich im Zentrum und übernahm die Verantwortung für Küche und Wäsche.

Für ein Jahr habe ich dann als Sekretärin gearbeitet. Nebenbei half ich bei der Herausgabe einer internen, nur für Mitglieder bestimmten Zeitschrift. Ohne mein Einverständnis wurde ich dann nach Salzburg versetzt. Für kurze Zeit arbeitete ich im Zentrum mit, danach wurde ich einem Missionsteam zugeteilt. Wir waren acht Personen und hatten einen VW-Bus zur Verfügung. In den größeren Orten des Landes mieteten wir für jeweils drei Wochen eine Wohnung und betrieben intensive Werbetätigkeit. Einer von uns blieb dann als Pionier zurück, suchte sich eine Arbeit am Ort und hatte die Aufgabe, ein neues Zentrum aufzubauen. Die anderen zogen weiter.

Während dieser Zeit wurden meine Migräne-Anfälle so häufig und unerträglich, dass ich das Team verlassen und ins Zentrum Salzburg zurückkehren musste, um mich in ärztliche Behandlung zu begeben.

Als sich nach ein paar Monaten eine gewisse Besserung eingestellt hatte, ging ich mit einem anderen Team nach Belgien und Holland, um Geld zu beschaffen. Die dabei angewandte Methode ist ebenso einfach wie effektiv. Wir kauften im Großhandel sehr billig größere Mengen Blumen ein und verkauften sie dann einzeln von Tür zu Tür, auf Parkplätzen von Großmärkten oder in Fußgängerzonen. Zwischendurch verkauften wir auch Informationsmaterial von unserer Bewegung. Dazu sagten wir etwas von einer christlichen Jugendarbeit und irgendwelchen nicht existierenden Projekten. Jeder in unserem Team verdiente auf diese Art im Monat durchschnittlich 4000 Euro, die wir natürlich ablieferten. Was mit dem Geld geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Der einzig positive Nebeneffekt dieser Beschäftigung war, dass ich Holländisch sprechen lernte.

Nach etwa neun Monaten kehrten wir nach Österreich zurück und ich wurde zum ersten Mal gefragt, ob ich in nächster Zukunft lieber in einem Team oder in einem Zentrum arbeiten würde. Ich entschied mich für Letzteres und wurde einem Pionier-Zentrum im Bundesland Salzburg zugeteilt. Wir waren dort zu dritt, später nur noch zu zweit. Ich suchte mir wieder eine Arbeitsstelle als Sekretärin und versuchte, nor-

male Kontakte zur Bevölkerung zu knüpfen. Da ich offiziell noch immer katholisch war, hielt ich es für eine besonders gute Idee, im Kirchenchor mitzusingen. Gewissensbisse hatte ich dabei keine – um Leute zu gewinnen, war jedes Mittel recht.

Bis zu diesem Zeitpunkt fühlte ich mich trotz aller Mühen und Entbehrungen glücklich, weil ich an die Richtigkeit und den Erfolg dessen glaubte, wofür ich mich eingesetzt hatte. Für meine Mutter allerdings waren diese Jahre die Hölle. Sie hat den Wahnsinn bald durchschaut, schaffte es mit ihren Argumenten aber nicht, mich vom eingeschlagenen Weg abzubringen. In meiner ersten Begeisterung wollte ich auch sie von den Lehren Muns überzeugen. Als ich merkte, dass ich dabei auf Granit biss, folgte ich dem Rat meiner Mun'schen Vorgesetzten und ließ die Beziehung merklich abkühlen. Ich besuchte meine Mutter nur noch sehr selten und kurz. Einmal sah sie mich ein ganzes Jahr lang nicht. Trotz ihres eigenen großen Kummers schaffte sie es irgendwie, mich wissen zu lassen: ›Ich lehne ab, was du glaubst und was du tust, du selbst aber bist mir immer willkommen.‹ Die Tür nach Hause war nie verschlossen.

Ich kann nicht genau sagen, wann die ersten Zweifel an meiner Überzeugung aufkamen.

Jedenfalls meldete sich der alte Frust in neuer Form. Als Gradmesser für geistlichen Fortschritt wurde in der Vereinigungskirche unter anderem die Anzahl der Mitglieder angesehen, die man für die Bewegung gewonnen hatte. Im Fachjargon hieß das »geistliche Kinder bekommen«. Außer der Schulkollegin, die ich am ersten Abend mitgebracht hatte und die wie ich ein Mitglied wurde, hatte sich trotz größter Anstrengungen niemand zum Beitritt bewegen lassen. Mein geistliches Niveau war also gleich null.

Auch ein anderes Problem nervte mich. Ich fand die junge Frau, die mit mir im Pionierzentrum war, unausstehlich. Die Bewegung ist streng hierarchisch geordnet und sie galt, da sie mehrere »geistliche Kinder« hatte und länger Mitglied war, als meine nächste Vorgesetzte. Meine Aufgabe wäre es gewesen, sie in allem zu unterstützen, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen und mich unterzuordnen.

Obwohl ich mich jetzt schon über drei Jahre nach Vorschrift abmühte, entdeckte ich zu meinem eigenen Entsetzen äußerst negative Gedanken ihr gegenüber. Wenn ich gewusst hätte, wo es eines gibt, ich hätte ihr ein Ticket zum Mond besorgt – ohne Rückfahrt.

Was hatte ich falsch gemacht? An zu wenig Einsatz konnte es nicht liegen, ich war physisch

und psychisch am Ende meiner Kräfte. Gott schien so unnahbar und weit weg wie eh und je – und ich war so unvollkommen wie schon immer.

Was ist Wahrheit?

Meine ungeliebte Muni-Schwester wurde für mehrere Wochen zu einem Großeinsatz in England abberufen. Zum ersten Mal seit Jahren war ich allein. Pflichtbewusst bemühte ich mich weiter um Kontakte. Da sah ich ein Plakat mit der Einladung zu einem Vortrag. Das Thema hieß: »Man lebt – fragt sich nur wozu.« Ich ging hin, weil ich dachte, dass Leute, die zu einem solchen Vortrag gehen, sich auch für die Botschaft interessieren könnten, die ich zu bringen hatte. Ich hoffte, mit jemandem ins Gespräch zu kommen. Das geschah auch wunschgemäß, und ich wurde in eine hitzige theologische Diskussion verstrickt.

Die Leute, mit denen ich sprach, hatten andere Argumente als alle, mit denen ich bisher zu tun gehabt hatte. Meine Gesprächspartner sagten, dass sie Christen seien, und machten den Eindruck, als ob sie sich mit Glaubensfragen auskannten. Da das Interesse an einer Weiterführung des Gesprächs gegenseitig war, vereinbarten wir einen neuen Termin und wollten als Vorberei-

tung darauf jeder die Lektüre der Gegenpartei studieren. Ich übergab meinen neuen Bekannten ein Exemplar der Göttlichen Prinzipien und sagte meinerseits zu, das Johannes-Evangelium aus dem Neuen Testament durchzulesen.

Als ich meinen Text das erste Mal gelesen hatte, behauptete ich noch, dass der Inhalt meine Glaubensansichten bestätige. Ich bin meinen Gesprächspartnern sehr dankbar, dass sie mich nicht als hoffnungslosen Fall abgeschrieben haben, denn als ich das Johannes-Evangelium zum zweiten Mal las, begannen mir die Schuppen von den Augen zu fallen. Nun behauptet, dass seine Offenbarungen die logische Fortsetzung der Bibel seien. Jesus Christus soll die Basis gelegt haben, auf der Nun aufbaute. Wenn die Bibel Wahrheit ist – was sogar Nun zugibt – und die Göttlichen Prinzipien Wahrheit sind – was er ebenfalls behauptet –, dann dürften in den Aussagen dieser beider Bücher nicht derart große Widersprüche sein. Als ich nun Abschnitte der Bibel zusammenhängend und mit der grundsätzlichen Bereitschaft las, meine von Nun geprägten Ansichten hinterfragen zu lassen, bekam mein Gedankengebäude Risse.

Auch wenn ich noch so eifrig suchte: Ich fand in der Bibel kein Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung. Aber ich fand etwas

Besseres. Ich fand Vergebung. Ich brauche meine Schuld nicht abarbeiten und kann mir mein Heil nicht verdienen. Aber ich kann mir die Schuld vergeben lassen und die Erlösung schenken lassen. Gott ist nicht nur heilig und gerecht. Er ist auch gnädig und barmherzig. Er vergibt denen, die ihn darum bitten, und schenkt in seinem Sohn Jesus Christus ein neues Leben.

In den nächsten Wochen wurde in meinem Inneren ein harter Kampf ausgetragen. Wer hatte nun recht – Jesus Christus, Mun, oder kam sonst noch jemand infrage? Was ist Wahrheit? Gibt es überhaupt vom Zeitgeist unabhängige Ideale, die einen Absolutheitsanspruch rechtfertigen? Zu allem Überfluss stand ich unter Zeitdruck. Bei den schwierigen Fragen eine schlechte Voraussetzung. Meine Vorgesetzte konnte jeden Tag zurückkommen. Ich musste also eine Entscheidung treffen, denn sobald sie wiederkam, war ich ihrer Manipulation von Neuem ausgesetzt. Die Konsequenzen standen mir deutlich vor Augen. Entschied ich mich weiterhin für Mun, stand ich auch in Zukunft unter dem unerträglichen Leistungsdruck und war mir dabei nicht einmal mehr sicher, das Richtige zu tun. Entschied ich mich für Jesus Christus, konnte ich Vergebung in Anspruch nehmen und aller Krampf hätte ein Ende.

Die Sache hatte allerdings noch einen Haken. Viele Sektierer sind arrogant und benehmen sich, als hätten sie die Wahrheit gepachtet. Ich war da leider keine rühmliche Ausnahme und der Gedanke, zugeben zu müssen, dass ich mich doch geirrt hatte, verursachte größtes Unbehagen. Dreieinhalb Jahre meines Lebens soll ich für eine verkehrte Sache eingesetzt haben? Alles Geld, alle Mühe soll ich vergeblich investiert haben?

Ausstieg und Einstieg

Ich bin überzeugt, dass es viele Menschen gibt, die einen eingeschlagenen falschen Weg nur deshalb nicht aufgeben, weil sie es zu peinlich finden, vor sich und anderen zuzugeben, dass sie sich geirrt haben. Ich kann bestätigen, dass man mit der Schande eines Irrtums dieser Größenordnung weiterleben kann, und ich war angenehm überrascht, wie bereitwillig mir von den Freunden meiner Schulzeit vergeben worden ist. Besonders meine Mutter hat sich bewundernswert verhalten. Sie hat mir nicht nur verziehen und keinerlei Vorwürfe gemacht, sondern mir seitdem wieder jede erdenkliche Unterstützung angedeihen lassen.

Bei einem meiner damals häufigen nächt-

lichen Spaziergänge, bei denen ich verzweifelt versuchte, eine richtige Entscheidung zu treffen, habe ich mich dem Gott der Bibel anvertraut. Das ist jetzt viele Jahre her und ich hatte noch nie Anlass, diesen Schritt zu bereuen. Mich interessierte in erster Linie die Auswirkung der biblischen Lehre auf die Praxis. Ich wollte meinen Alltag bewältigen können und wissen, für welches Ziel ich mich einsetze.

Die Bibel ist anspruchsvolle Lektüre. Ich werde an dieser Stelle niemandem den Gefallen tun, hier meine eigene Version einer verkürzten Inhaltsangabe abzufassen, um ihm das Selberlesen zu ersparen. Dieses Buch steht auf der Bestsellerliste. Es wird nicht nur von Gläubigen als das Wort Gottes bezeichnet, sondern gehört unbestritten zur Weltliteratur. Wenn jemand kein anderes Motiv hat, darin zu lesen, dann sollte er es wenigstens tun, um eine Bildungslücke zu schließen. Ich werde in meinem Bericht zwar Zitate aus der Bibel verwenden, möchte aber eindringlich darauf hinweisen, dass es notwendig ist, den Zusammenhang zu berücksichtigen. Gold liegt an den Fundorten auch nicht auf der Straße herum. Will man die geistlichen Schätze im Wort Gottes entdecken, ist es notwendig, danach zu suchen, und man sollte nicht nach dem ersten flüchtigen Drüberlesen aufgeben.

Mir hat man als Einstieg in die Welt der Bibel das Johannes-Evangelium empfohlen und ich möchte diese Empfehlung hier weitergeben. Jahrhundertlang war die Bibel ein verbotenes Buch. Hat der Reiz, darin zu lesen, in den Augen vieler Menschen vielleicht nur deshalb abgenommen, weil man heute in jeder Buchhandlung für wenig Geld eine kaufen kann?

Die Bibel ist das einzige Buch, von dem ich mir vorstellen kann, dass ich es immer wieder lese, ohne es langweilig zu finden. Von allen Religionen, die ich kennengelernt habe, unterscheidet sich ihr Inhalt in einem wesentlichen Punkt. So verschieden die Vorstellungen über Götter und Lebensziele auch sind, alle anderen Religionen verlangen von ihren Anhängern *Handlungen* oder *Verhaltensweisen*, mit denen sich der Einzelne sein Heil *verdienen* muss. Jesus Christus ist anders. Er hält keine Last bereit, die er den Menschen aufbürdet. Er hat selbst die Initiative ergriffen und die Last auf sich geladen. Er hat die Trennung zwischen Gott und den Menschen überwunden, indem er durch sein Sterben und seine Auferstehung den Weg zur Vergebung frei gemacht hat.

Sun Myung Mun lässt sich zwar mit »Vater« oder »Meister« anreden, ist für seine Anhänger aber ein harter Chef. Ich hatte nichts dagegen,

ihn loszuwerden. Mich bei Jesus Christus in eine neue Abhängigkeit zu begeben, kostete einige Überwindung. Abhängigkeit ist ein Risiko. Ich war verletzt und deshalb vorsichtig. Könnte ich nicht mein eigener Herr sein? Ich dachte an die Zeit, die ich im geistlichen Niemandsland verbrachte, und fand eine Rückkehr dorthin wenig verlockend. Mir würde es zwar sicher nie an Ideen mangeln, wie ich mich beschäftigen könnte, doch ich würde ziellos und damit unzufrieden dahintreiben. Und dann war da noch die Sache mit dem Tod, die dann beunruhigend und ungelöst bliebe. Ich würde auf Berge steigen, um eines Tages nicht mehr zurückzukommen. Das war mir als Lebensinhalt zu wenig.

Um herauszufinden, ob Wasser den Körper trägt und das Schwimmen funktioniert, muss man den Bodenkontakt aufgeben und ins Wasser springen. Ich habe meinen bisherigen Boden verlassen und den Versuch riskiert, ob der Glaube an Christus eine tragfähige Basis für das Leben ist – und konnte »schwimmen«!

Oft liest man, dass es Mitgliedern von Sekten schwer gemacht wird, die Organisationen wieder zu verlassen. Ich kann diese Erfahrung nicht teilen. Das Umdenken kostete mich zwar viel Überwindung; als meine Entscheidung jedoch feststand, bereitete mir das tatsächliche Weg-

gehen keine Mühe mehr. Nur einen Tag nach dem Beginn meines neuen Lebens als Christ kam Anne, die Leiterin des Pionier-Zentrums, aus England zurück. Ich staunte über das perfekte Timing dessen, der hier Regie geführt hatte. Ich informierte Anne über den neuen Stand der Dinge in meinem Leben, doch sie wollte diese Tatsache vorerst nicht zur Kenntnis nehmen. Fieberhaft suchte ich nach einem Zimmer, damit ich die gemeinsame Wohnung verlassen konnte. Bevor ich auszog und die Brücken endgültig hinter mir abbrach, erklärte ich mich auf Annes Drängen hin noch zu einem Gespräch mit dem Salzburger Landesleiter bereit.

Noch heute läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich darüber nachdenke, worauf ich mich dabei eingelassen habe. Ich bat die Christen, die ich nun kennengelernt hatte, für mich zu beten, und fuhr nach Salzburg. Im Zentrum führte ich ein langes Gespräch mit dem Leiter, in dem ich ihm die Gründe für meinen Frontenwechsel darlegte. Meine Hauptargumente bezogen sich auf Aussagen des Neuen Testaments über die Person Jesu Christi, seine Gottheit und seine Bestimmung zu sterben. Sein Tod war kein von seinen Zeitgenossen verschuldetes Missgeschick, sondern der ursprüngliche Zweck seines Kommens.

Warum ich mich nach Beendigung des Gesprächs verabschieden und ungehindert wegfahren konnte, erscheint mir heute als Wunder. Im Zentrum wäre es so einfach gewesen, die Tür zuzusperren und mich dort festzuhalten, wenn nicht Gott anderes mit mir im Sinn gehabt hätte.

Das Pionier-Zentrum, aus dem ich fast fluchtartig auszog, war zwar eine komplett eingerichtete Wohnung, doch da mir persönlich nichts gehörte, konnte ich auch nichts mitnehmen. Als ich den Einflussbereich Muns verließ, rettete ich nicht viel mehr als meine Haut. Mit einem Koffer, der ein paar Kleidungsstücke und persönliche Dinge enthielt, zog ich in ein kleines Zimmer in einer Pension. Materiell fing ich wieder am Nullpunkt an, und im Übrigen fühlte ich mich als ziemlich minderwertiger Versager. Doch der neue Regisseur meines Lebens hatte für dieses Problem eine passende Therapie parat. Die Therapie war eine »Krankheit«. Ich lernte Thomas kennen. Er verliebte sich so gründlich in mich, dass ich angesteckt wurde. Wir haben uns von unserer Verliebtheit nie wirklich erholt, »leiden« noch immer gemeinsam daran und sind jetzt seit vielen Jahren glücklich verheiratet.

Thomas war mir eine große Hilfe. Er war damals schon einige Jahre Christ und hatte seine Bibel bereits gründlich studiert. In stunden-

langen Spaziergängen und Gesprächen hat er dazu beigetragen, das theologische Chaos in meinem Kopf zu sortieren. Auch in der Gemeinde, zu der ich mich nun hielt, wurde die Bibel systematisch ausgelegt und erklärt. Entweder beschäftigt man sich über längere Zeiträume fortlaufend mit einem Abschnitt der Bibel, oder man versucht anhand eines Themas die Aussagen der ganzen Schrift herauszufinden.

Offiziell war ich noch immer ein Mitglied der römisch-katholischen Kirche. Auch das wollte ich nun überdenken und befasste mich zum ersten Mal mit der Lehre dieser Kirche. Dabei hielt ich mich nicht mit Randfragen auf, bei denen man, ohne Schaden zu nehmen, verschiedener Meinung sein kann, sondern was mich interessierte, war die katholische Auslegung der zentralen Botschaft der Errettung durch den Glauben an Jesus Christus. Ich besorgte mir ein Lehrbuch über Dogmen¹. Schon die Erläuterungen im Vorwort machten mich stutzig: Der Lebenswandel der Päpste habe keinen Einfluss auf die Unfehlbarkeit ihrer lehrmäßigen Entscheidungen, hieß es. Als Beispiel aus der umfangreichen Lektüre der Dogmen will ich hier nur ein Zitat anführen,

1 Neuner-Roos: Der Glaube der Kirche, neu bearbeitet von Karl Rahner und Karl-Heinz Weger. Verlag Friedrich Pustet, 9. Auflage 1971.

kann aber jedem Katholiken nur wärmstens empfehlen, mehr davon zu lesen, um die tatsächliche Lehre seiner Kirche kennenzulernen. Erst dann kann man meiner Meinung nach eine Entscheidung darüber treffen, ob man katholisch sein will.

Im Kapitel über Gnade steht unter Punkt 830:

»Wer behauptet, der rechtfertigende Glaube sei nichts anderes als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um Christi willen die Sünden nachlässt, oder dieses Vertrauen allein sei es, wodurch wir gerechtfertigt werden, der sei ausgeschlossen.«

Ich möchte dieser Aussage ein Zitat aus dem Brief an die Epheser gegenüberstellen:

»Denn aus Gnade seid ihr errettet durch Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme« (Brief an die Epheser, Kapitel 2, Vers 8).

Lieber wollte ich nicht darauf warten, bis jemand meinen »falschen« Glauben entdecken und mich ausschließen würde – ich zog selbst die Konsequenzen und gehöre seitdem keiner Denomination mehr als Mitglied an. Leider gibt es ganze Bibliotheken voll mit Büchern, die das ergänzen oder wegerklären wollen, was in der

Bibel geschrieben steht. Ob es nicht besser wäre, einfach das zu tun, was man verstanden hat?

Genau das habe ich mit wechselndem Erfolg in den letzten Jahren versucht. Wäre mein Glück allerdings vom Ergebnis meiner Bemühungen abhängig, müsste ich inzwischen längst wieder den alten Frust verspüren. Vollkommen bin ich nämlich noch immer nicht. Bei uns gibt es den Ausspruch: »Jeder hat so seinen Vogel.« Genau genommen habe ich sogar mehrere und bin ein eher unkonventioneller Typ in Gottes großer Familie.

Gott ist kein Spaßverderber

Wenn ich die Wahl habe, mit einer Seilbahn auf einen Berg zu fahren oder zu Fuß zu gehen, dann gehe ich lieber. Wenn ich zwischen einer neuen Ski-Ausrüstung und einem eleganten Wintermantel wählen kann, nehme ich die Ski. Wenn ich mir die Arbeit aussuchen kann, ist mir Fliesenlegen lieber als Fensterputzen. In einem Wohnmobil würde ich den Urlaub mehr genießen als in einem guten Hotel, und mehr als drei Tage hintereinander ohne jede sportliche Betätigung finde ich schon fast unerträglich.

Ich bin sehr dankbar, dass meine Familie und mein Freundeskreis diesen Neigungen mit so viel

Verständnis oder zumindest mit Nachsicht begegnen. Sogar Gott scheint diese »Schwächen« zu berücksichtigen, denn er hat es gut gefunden, mir drei sehr unkomplizierte, sportliche Söhne anzuvertrauen, die genau meine Wellenlänge haben.

Auch mein Mann hat sich mit meiner Art mehr als nur abgefunden. Ich bezweifle, ob sich ein zweiter Ehemann findet, der seiner Frau eine Axt schenkt. Thomas hatte diese originelle Idee und fand das dann auch noch ganz normal. Wir wohnten längere Zeit in einem alten Bauernhaus, das wir unter anderem mit drei Kachelöfen heizten. Alle drei bis vier Jahre rückte in den Ferien die ganze Familie ein paar Wochen lang aus, um Brennholz aus dem Wald zu holen. Mein Mann fällte mit der Motorsäge die Bäume, die Jungen und ich entfernten die Äste (bei uns gibt es fast nur Fichten) und maßen die Stämme vier Meter lang ab. Für diese Arbeit habe ich die Asthacke bekommen.

Mein Mann hat sie mir auch nicht wieder weggenommen, als ich bei einem gut gezielten Hieb falsch stand und nicht nur den Ast, sondern anschließend auch noch meinen eigenen Fuß getroffen habe. Was ein richtiger Holzknecht sei, meinte er, habe sich mindestens einmal gehackt und einmal geschnitten. Leider habe ich die Axt später verloren, als wir beim plötzlichen Auf-

ziehen eines schweren Gewitters nach Hause gelaufen sind.

Der Grund, warum ich meine etwas ungewöhnlichen Lebensgewohnheiten hier erwähne, ist nicht, dass ich jemanden zum Nachahmen dieser Einzelheiten ermutigen will. Man braucht weder Holzhacken können noch als Skilehrer arbeiten – was ich einige Zeit mit großer Freude tat –, um glücklich zu sein. Doch für mich verbindet sich mit diesem Andersseindürfen eine befreiende Entdeckung. Gott ist kein Sadist, der prinzipiell alles verbietet, was Spaß macht. Das genaue Gegenteil ist richtig. Er gibt überströmendes Leben und eine Freude, die keinen bitteren Nachgeschmack hat. Mit ihm kann man das Leben erst richtig genießen.

Wegen meiner früheren Erlebnisse ist mir das Thema Vergebung wichtig geworden. Ich möchte aber nicht, dass der Eindruck entsteht, als stünde mein Leben unter dem Motto: »Tu, was du willst – geht etwas schief, Gott vergibt dir gern.« In einer Beziehung, die von Zuneigung und Dankbarkeit geprägt ist, nimmt man gerne Rücksicht auf die Wünsche seines Gegenübers, und als Christ ist man in der glücklichen Lage, zu wissen, was Gott wünscht. Er hat sich in seinem Wort festgelegt und ändert seine Meinung nicht willkürlich.

Wenn ich im Rückblick die beiden Abschnitte meines Lebens vor und nach meiner Begegnung mit Jesus Christus auf den Punkt bringen soll, dann auf folgende Weise: Über den Gegenspieler Gottes, den Teufel, habe ich eine treffende Definition gehört: »Er verspricht viel, gibt wenig und nimmt alles.« Wenn ich an meine Vergangenheit denke, trifft das den Nagel auf den Kopf. Mir wurde viel versprochen, wenig gegeben und alles genommen. Mein Anfang war gut, doch dann ging es kontinuierlich abwärts.

Am Beginn meines Lebens als Christ war ich ein körperliches und seelisches Wrack. Man hat mich wie eine ausgepresste Zitrone weggeworfen. Wie ein guter Vater hat Gott mich aufgepäppelt. Die Verheißungen in seinem Wort sind keine leeren Versprechungen.

»Und beständig wird der Herr dich leiten, und er wird deine Seele sättigen an Orten der Dürre und deine Gebeine stärken. Dann wirst du sein wie ein bewässerter Garten und wie ein Wasserquell, dessen Wasser nicht versiegen« (Jesaja, Kapitel 58, Vers 11).

Wertvoll, weil geliebt

Heute kann ich sagen, dass ich mich in meiner Haut wohlfühle. Ich bin wertvoll – nicht, weil

ich etwas leiste, sondern weil ich geliebt bin. Umstände können an diesem Sachverhalt nichts ändern.

»Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Brief an die Römer, Kapitel 8, Verse 35 bis 39).

... wie ein streunender Hund!

An meine Kindheit in Sibirien habe ich nur schmerzliche Erinnerungen. Wir waren acht Kinder zu Hause, aber wir kannten unsere verschiedenen Väter nicht.

Mutter war eine Trinkerin, und so wuchsen wir ohne Liebe in zerrütteten Verhältnissen auf. Zu essen hatten wir kaum etwas, aber dafür stand immer eine Flasche Alkohol auf dem Tisch.

Wenn auch in unserer kümmerlichen Wohnstube eine Ikone stand, so kannten wir doch Gott nicht. Schnaps war unser Gott.

Um meinen Hunger zu stillen, begann ich schon früh, wie ein streunender Hund durchs Dorf zu laufen, um etwas Essbares zu stehlen.

Als ich neun Jahre alt war, wurde meiner Mutter das Erziehungsrecht entzogen und ich in ein Erziehungsheim gesteckt. Damals wurden in der ehemaligen UdSSR die Kinder relativ gut versorgt. Lenin wurde als »Freund der Kinder« verehrt. Aber dort, wo ich mich befand, wurden wir bei jedem kleinsten Vergehen verprügelt. Wir

hatten ständig Hunger und bekamen keine Kleidung. So riss ich auch hier immer wieder aus, um zu stehlen, wurde aber stets wieder eingefangen.

Bereits als 12-Jähriger trank ich regelmäßig Alkohol, den ich mir durch Stehlen oder Umtausch von Diebesgut besorgte. Oft sprang ich auf einen fahrenden Güterzug, um nach stundenlanger Fahrt irgendwo in einer unbekanntem Stadt zu landen und mich dort als Dieb durchzuschlagen, bis ich wieder mal von der Polizei erwischt und eingefangen wurde.

Die erste Haftstrafe

Dann wurde ich 14 Jahre alt und war damit alt genug für die Jugendstrafe. Ein Güterzug hatte mich bis nach Nowosibirsk gebracht und dort wurde ich beim Diebstahl erwischt und schließlich zu 3 Jahren Jugendgefängnis verurteilt.

Auch hier gab es Prügel, wenn die Arbeitsquoten nicht erfüllt wurden, und wir Jüngeren wurden von den Älteren grausam terrorisiert. In dieser Umgebung schwor ich mir, ein neues Leben anzufangen, wenn ich dieses Gefängnis verlassen würde. Vielleicht konnte ich als Soldat bei der Armee einen neuen Anfang machen.

Am Tag meiner Entlassung stand überraschend meine Mutter am Tor, die ich lange

nicht gesehen hatte. Sie nahm mich mit in ihr Dorf, und dort unter den Alkoholikern und Spielern blieb von den guten Vorsätzen nichts übrig. Ich wollte nicht stehlen und trinken, aber ich schaffte es nicht. Ich war – wie die Bibel es sagt – ein Sklave der Sünde.

Wenn ich wieder einmal eine Ikone gestohlen hatte, schaute ich manchmal in der Nacht hinauf zum Sternenhimmel. Ob es dort wirklich jemanden gab, der Interesse an meinem Leben hatte?

Tabletten, Alkohol, Opium ...

Das nächste Mal erwischte man mich bei einem Autodiebstahl und dafür bekam ich 3 Jahre schwere Haft. In diesem Lager wurden mit Geschick und Fleiß Drogen und Tabletten gehandelt, und bald gehörte ich zu denen, die glauben, mit Drogen der Wirklichkeit entfliehen zu können.

Inzwischen hatte mich das Gefängnisleben hart und brutal gemacht. Ich lehnte mich gegen jede Autorität auf, obwohl ich damit immer den Kürzeren zog und zur Strafe die Isolierhaft kennenlernte. In dieser Umgebung, unter abgebrühten Verbrechern, lernte ich mit 19 Jahren die letzten Tricks kennen, um meine Karriere als Dieb erfolgreicher als bisher fortzusetzen.

Damals saß auch der bekannte Nikolai Baturin in diesem Gefängnis, er war um seines Glaubens willen dort eingeliefert worden. Das sprach sich unter den Gefangenen schnell herum, aber ich schenkte dem keine Beachtung.

Das schlechte Essen in diesem Gefängnis und die Tatsache, dass ich nur 30 Minuten pro Tag an die frische Luft durfte, führten dazu, dass ich an Tuberkulose erkrankte. Im Gefängnis Krankenhaus stellte man ein bereits fortgeschrittenes Stadium fest, aber eine Behandlung bekam ich nicht. So trank und rauchte ich weiter.

Wieder einmal kam der Tag der Entlassung. Dieses Mal stand Mutter nicht am Tor und mein ganzer Besitz bestand aus 40 Rubeln, die ich bei der Entlassung bekommen hatte. In meiner Einsamkeit und Ausweglosigkeit spürte ich den Drang, eine orthodoxe Kirche aufzusuchen. Vielleicht hatte Gott irgendwie Erbarmen mit meiner Not.

Als ich die Tür öffnen wollte, erkannte ich, dass die Öffnungszeit vorbei war.

»Komm morgen!«, rief mir mürrisch der Pope von innen zu. »Ich will aber heute Gott anbeten!«, war meine verzweifelte Antwort. Wie gerne hätte ich ein Kreuz oder eine Kerze gekauft, aber die Tür blieb verschlossen.

Weil ich keinen anderen Ausweg wusste,

suchte ich schließlich wieder das Dorf meiner Mutter auf, wo sich der bekannte Kreislauf wieder einstellte: stehlen und trinken.

Wenn ich nachts unruhig aufbrach, um zu stehlen, merkte ich, dass auch dieser Drang eine Sucht war. Ich konnte nicht mehr anders. Ich war wie besessen.

»Vier Jahre Gefängnis!« lautete der nächste Richterspruch, nachdem ich eine Wohnung leer geräumt hatte.

Im Knast traf ich alte Bekannte wieder, und da ich die Arbeit verweigerte, bekam ich verschärfte Haft. Ich musste auf dem Fußboden schlafen und bekam nur jeden zweiten Tag etwas zu essen.

Aus Wut darüber, dass mir der zuständige Häftling keine Antwort gab, als ich ihn nach Post für mich fragte, stach ich ihm zweimal mit einer Elektrode in die Lungen. Das brachte mir ein Strafverfahren wegen Körperverletzung und zusätzliche 3 Jahre Haft ein, sodass nun 7 Jahre Knast vor mir standen.

Auch in diesem Nowosibirsker Gefängnis änderte ich meinen Lebensstil nicht. Nikotin, Haschisch, Alkohol, oft monatelange Einzelhaft wegen schlechter Führung.

Eines Nachts hörte ich im Traum eine Stimme: »Geh zu einem Geistlichen!« Der einzige Christ, den ich im Gefängnis kannte, war der alte Kor-

nelius Kröker, der um seines Bekenntnisses zu Christus willen hier saß.

Ich ging zu ihm, erzählte ihm meinen Traum und meine Not. Seine Antwort war: »Du kennst Jesus Christus nicht, deswegen kommst du aus den Problemen nicht heraus.« Doch seine eindringlichen Worte blieben ohne Einfluss auf mein Leben.

Als meine Krankheit schlimmer wurde, kam ich in ein Gefängnis für Tuberkulose-Kranke. Dort begann ich Opium zu spritzen. Dieses Rauschmittel wurde hineingeschmuggelt und durch Spielen usw. finanziert.

Die Macht eines geklauten Buches

Drei Jahre war ich nun krank, lag abgemagert meist in Einzelhaft und dachte oft über Gott nach, den ich schließlich anklagte, dass er mir trotz aller »Vater-unser«-Gebete nicht half, sondern alles nur noch schlimmer wurde.

1989 wurde ich aus der Einzelhaft entlassen und las zu meinem Erstaunen am Schwarzen Brett eine Mitteilung, dass Christen zu Besuch ins Gefängnis kommen würden. Das war völlig neu für uns und eine Folge der Perestroika.

In dieser Veranstaltung traf ich zu meiner großen Überraschung Kornelius Kröker wieder, den

man inzwischen rehabilitiert hatte. Nun war er als Prediger hier und sprach über die Knechtschaft der Sünde. Dieser Vortrag hat mich aufgewühlt, und zwei Monate lang quälte mich die Gewissheit, dass ich ein Sklave der Sünde war.

Ich sammelte alle christlichen Schriften auf, die ich im Gefängnis finden konnte, und verschlang den Inhalt. Schließlich klaute ich einem Gefangenen ein Johannes-Evangelium, um mehr über Gott zu erfahren. Ich las das Evangelium in einem Zug durch und war tief davon beeindruckt.

Da mich mein Gewissen quälte, gab ich das gestohlene Evangelium dem Gefangenen zurück und bat ihn um Verzeihung. Er selbst hatte bisher noch nicht darin gelesen. »Lies darin, das ist ein starkes Buch!«, beschwor ich ihn.

Leider fand ich keinen Gläubigen unter den Häftlingen, aber bald durfte ich einmal für einen Augenblick eine Bibel in der Hand halten und dachte: »Wahnsinn, solch ein Buch!«

Als ein weiterer Einsatz der Christen im Gefängnis durchgeführt wurde, bekam ich ein Neues Testament geschenkt. Das war eine riesige Freude für mich. Ich las die Worte Jesu: »Ich bin das Licht der Welt«, und mir wurde bewusst, dass in mir alles finster war. Meine Sehnsucht, ein neuer Mensch zu werden, wuchs.

Abends im Bett – während um mich herum

die Gefangenen lachten und spielten – betete ich: »Gott hilf mir, dass ich vom Rauchen loskomme!« Und Gott half mir. Allerdings war meine Tuberkulose inzwischen so weit fortgeschritten, dass die Ärzte zur Operation rieten.

Inzwischen hatte ich das Neue Testament gelesen und auch weitere Besuche von Christen bekommen, die mir auch nach der Operation etwas zu essen mitbrachten.

Ein neues Leben

Nach und nach kam ich wieder zu Kräften und konnte auch wieder arbeiten gehen. Dann kam der Tag, an dem ich während der Arbeit niederkniete und Gott mein verlorenes, sündiges Leben bekannte und ihn bat, mir um Jesu willen zu vergeben. Ich kann nicht beschreiben, welche Last von mir fiel und welche Freude über mich kam, als ich wusste: Gott hat mein Gebet erhört und meine Schuld vergeben. Das war im Jahr 1991.

Bald darauf holte mich Gott aus einem weiteren »Gefängnis« – auf mein Gebet hin befreite er mich vom Fluchen. Als Russe wächst man mit einer Unzahl von Schimpfwörtern und Flüchen auf, die im Gedächtnis festsitzen und bei jeder Gelegenheit hervorbrechen. Als Kornelius Kröker wieder einen Besuch im Gefängnis machte,

sprach ich mit ihm auch darüber und ging vor den Gefangenen nach vorne, um noch einmal öffentlich mein Leben dem Herrn zu übergeben. Es sollte ein öffentliches Bekenntnis zu Jesus Christus sein – vor meinen Mitgefangenen.

Im Februar 1993 wurde ich entlassen, nachdem ich insgesamt 13 Jahre im Gefängnis zugebracht hatte. Am 28. 2. 1993 ließ ich mich taufen und wurde in einer Gemeinde in Nowosibirsk aufgenommen, wo ich wiederum auf einen bekannten Namen traf – der Sohn von Cornelius Kröker war dort einer der Ältesten.

Ohne Gott keine Überlebens-Chance!

Weil ich wegen meiner vielen Haftstrafen keine Arbeit bekam, hatte ich weder Geld noch ein Zimmer, sodass ich völlig auf die Hilfe Gottes angewiesen war. Kleidung und Essen bekam ich anfangs von verschiedenen Christen aus der Gemeinde und meist schlief ich im Gemeindefestsaal. Wenn Gott nicht gewesen wäre, hätte es für mich keine Überlebens-Chance gegeben.

Manchmal überfiel mich der Gedanke, wieder ins alte Leben zurückzukehren, um wie früher zu stehen. Aber das Wort Gottes hat mich bisher davon zurückgehalten.

Inzwischen hat Gott mir auch eine liebe Frau

geschenkt, die bereit ist, dieses Leben mit mir zu teilen. Nadja ist musikalisch, kann gut singen und Gitarre spielen und hat ein Herz für Menschen, die Jesus Christus nicht kennen.

Wir leben zwar nur auf einem Zimmer und mein Verdienst im Sommer reicht manchmal nur noch aus, um Brot zu kaufen. Aber am Wochenende und in den Monaten, wo es keine Arbeit gibt, machen wir uns auf, um in die entlegenen Dörfer zu fahren, wo man noch auf Stroh schläft und der Alkohol das armselige Leben der Familien zerstört.

In diesen Dörfern treffen wir immer wieder Menschen, die noch nie etwas von Jesus Christus gehört haben und die uns dankbar ihre Türen öffnen, um von dem zu erfahren, der mein hoffnungsloses Leben mit Vergebung, Freude und Frieden erfüllt hat.

Nun ziehe ich nicht mehr durch die Dörfer wie ein streunender Hund, die Zeit des Bettelns ist vorbei: Jetzt kann ich anderen Bettlern sagen und zeigen, wo es Brot zu essen gibt.

HANS-WERNER DEPPE

Mädchen, Mystik, Muskeln und Moneten

Es war im sonntäglichen »Hochamt« (dem Hauptgottesdienst) der katholischen Liebfrauen-gemeinde in Gütersloh, als ich zum ersten Mal bewusst registrierte, dass ich an körperlicher Länge zunahm. Die Bänke der Kirche waren gerade so hoch, dass ich Knirps just über den Rand in den Altarraum lugen konnte, was mir einige Wochen zuvor noch versagt gewesen war.

Interessiert beobachtete ich die wundersame Zeremonie, die dort vorn abgehalten wurde. Ein respekteinflößend und zugleich liebevoll aussehender grauhaariger Mann, der mit einem wal-lenden weißen Gewand bekleidet war, sprach umgeben von ebenso festlich gekleideten, »gro-ßen« Kindern geheimnisvolle Worte, die ich noch nicht einordnen konnte. Aber ihrem Klang nach zu urteilen, waren sie wohl sehr wichtig.

»Ist das Gott?«, fragte ich erstaunt meine Eltern. Welche Antwort ich erhielt, weiß ich heute nicht mehr, eines war mir jedoch klar geworden:

Wenn der dort vorn nicht einmal Gott ist, dann muss der »liebe Gott« wirklich atemberaubend erhaben sein.

Ein paar Jahre später belehrte mich derselbe grauhaarige Mann – der Pfarrer der Liebfrauen-gemeinde – im Kommuniionsunterricht ausführlich über einen Menschen, der nach außen weniger erhaben und würdevoll ausgesehen haben mag als er, der mich aber, so wie er mir dargestellt wurde, mit seiner Fehlerlosigkeit und seiner tiefen Menschenliebe, mit seiner wunderwirkenden, souveränen Macht und seiner gleichzeitigen Demut ergriff und begeisterte, sodass ich glaubte, was man mir über ihn sagte: Dieser ist Gottes Sohn – Jesus Christus. Wie gerne hätte ich ihn persönlich kennengelernt, wäre ihm begegnet, hätte ihn alles fragen und ihm folgen können. Unser Pfarrer verstand es wirklich gut, uns diesen Jesus lieben zu lehren.

Der Kommuniionsunterricht sollte uns Kinder ja gerade auf die Gemeinschaft mit Jesus Christus vorbereiten. Zur Herstellung dieser Gemeinschaft stellt die Kirche besondere Mittel bereit: die Sakramente. Eines davon hatte ich ja bereits als Baby empfangen: Ich war mit Weihwasserordnungsgemäß katholisch getauft worden.

»Wo würde ich wohl hinkommen, wenn ich jetzt sterbe?«, fragte ich mich. »Aller Wahrschein-

lichkeit nach ins Fegefeuer«, lautete die Antwort des Kommuniionsunterrichts, »direkt in den Himmel kommen nur die Heiligen.« Schließlich hatte ich ja hin und wieder eine Sünde begangen, zum Beispiel meine Eltern belogen, und so müsste ich erst einmal in einem höllenähnlichen, qualvollen Feuer von diesen Sünden gereinigt werden.

»Wie lange muss man wohl im Fegefeuer bleiben?«, fragte ich einmal meine älteren Brüder. »Länger, als es dauert, bis man erwachsen ist«, war die wenig trostreiche Antwort.

Jetzt stand ich kurz vor dem Empfang der zwei nächsten Sakramente: Beichte und Kommunion. Bevor ich der besonderen Gemeinschaft mit Jesus in der heiligen Kommunion würdig werden sollte, musste ich noch von meinen Sünden befreit werden. Dazu musste ich nicht ins Fegefeuer, sondern nur in den Beichtstuhl. Dem Pfarrer dort in diesem dunklen, geheimnisvollen Kämmerlein all die verbotenen Dinge ins Ohr zu flüstern, die ich begangen hatte, war gar nicht so schlimm, hatte sogar etwas Aufregendes an sich. Beim Zahnarzt war es jedenfalls viel unangenehmer. Als ich alle Sünden, an die ich mich erinnern konnte, aufgesagt hatte, sprach mich der Pfarrer davon los – unter der Auflage, dass ich zur Strafe ein »Vaterunser« und ein »Gegrüßet-seist-du-Maria« aufsage.

»So einfach wird man also seine Sünden los«, dachte ich, »und damit ich im nächsten Monat, wenn wieder Beichte ist, dem Pfarrer etwas ins Ohr zu flüstern habe, kann ich ruhig wieder etwas anstellen.« Die zwei Gebete waren schnell aufgesagt, und erleichtert ging ich nach Haus.

Dann der Tag der Erstkommunion. Zum ersten Mal durfte ich die Hostie essen, die doch der leibhaftige Jesus sein soll, dieser Jesus, von dem ich so wunderbare Geschichten gehört hatte wie die der Brotvermehrung, der Stillung des Sturms, von Krankenheilungen und Totenauferweckung, von seiner Hinrichtung am Kreuz und seiner Auferstehung und Himmelfahrt. »Ich bin bei euch alle Tage, bis ans Ende der Zeit«, hatte er zum Abschied gesagt, also musste er wohl irgendwie und irgendwo da sein. Dieses »irgendwie« und »irgendwo« sollte ich nun erfahren. Und auf welcher erstaunlichen Weise! In Form einer kleinen Brot-Oblate durfte ich ihn in meinen Magen aufnehmen – was für eine Vorstellung! Unser Pfarrer unterwies uns, dass die Hostie etwa zehn Minuten im Bauch bleibe und sich dann auflöse, demzufolge müssten wir nach dem Verzehr etwa zehn Minuten lang beten.

Mir war es zwar ein Rätsel, wohin Jesus dann verschwindet, wenn die zehn Minuten vorbei sind, aber wenn der Herr Pfarrer das so aus-

drücklich sagt, wird es schon richtig sein. Das ist also »Kommunion«, oder auf Deutsch »Gemeinschaft«. Die ersehnte Gemeinschaft mit Jesus nämlich, und das jedes Mal nur für kurze Zeit. Deshalb, so lernte ich, ist es auch so wichtig, immer wieder und möglichst oft die Kommunion zu empfangen. Das tat ich dann auch Jahre hindurch mit großem Eifer.

So richtig in Schwung kam meine religiöse Karriere, als ich Messdiener wurde. Von allen Leuten gesehen oben am Altar im Geschehen mitzuwirken, fand ich viel interessanter, als unbeteiligt in der Menge unterzugehen. Ich war stolz, beim Pfarrer und bei den anderen Priestern persönlich bekannt zu sein und das Vorrecht zu haben, all diese goldenen Gefäße und klingenden Glocken zu bedienen. Die heilige Atmosphäre von Sakristei und Altar begeisterte mich auf eine Weise, und besonders der benebelnde Duft des Weihrauchs erzeugte eine fast trancehafte Stimmung. Außerdem musste man dort vorn ja irgendwie näher bei Gott sein.

In der Schule war ich – im Gegensatz zur Kirche – etwas der Außenseiter und fand nicht die Anerkennung, die ich gerne gehabt hätte. Wie gut, dass ich wenigstens wusste, bei Gott gut anzukommen, weil ich ja so viel für ihn tat. Das war einerseits beruhigend, andererseits wurde ich

auf dem Elite-Gymnasium doch nicht so recht mit dem Druck in Form von Lateinarbeiten und Klassenkameraden, die alle viel cooler waren als ich, fertig und bekam zunehmend seelische Probleme.

Nachdem ich etwas viel Grusellektüre gelesen hatte und zudem noch Augenzeuge eines grausigen Verkehrsunfalls geworden war, wurde ich von regelrecht wahnhaften Verfolgungsängsten geplagt. Wie konnte ich Gott nur darauf aufmerksam machen, dass er mir in meinen Problemen half?

Mein Vater kannte ein Mittel: Er lehrte mich den Rosenkranz beten. 53 Ave Maria, gespickt mit verschiedenen »Gesetzen«, fünf Vaterunsern und einem Glaubensbekenntnis. Wer das in 15 Minuten aufzusagen schafft, kann schnell sprechen. Ich konnte es bald. Und es half sogar: Die Ängste ließen allmählich nach. »Wie gut, dass es Maria gibt«, dachte ich. »Gott Vater und Jesus, die sind zwar mächtig und erhaben und auch wohl ›lieb‹, aber so richtig warmherzig sind sie wohl nicht; dafür aber Maria, die gute, fürsorgliche Mutter.«

»Ein Kind Mariens geht niemals zugrunde«, lehrt die katholische Kirche, und auch ich wollte ein Kind Mariens sein. Wie bedauerte ich doch »die Evangelischen«. So wie die Juden nicht an Jesus glauben, so glauben die Evangelischen nicht

an Maria. Wie dumm, sich das Beste entgehen zu lassen. Über dem Marienbild, das ich mir in meinem »Hausheiligum« aufgestellt hatte, befestigte ich eine kleine goldene Krone. Maria, die Himmlskönigin, sollte auch meine Königin sein.

Unter den Messdienern gewann ich einen sehr guten Freund, Klemens, der die gleiche religiöse Begeisterung an den Tag legte und mit dem ich fortan um gute Werke wetteiferte.

Irgendwann hatte er es geschafft, an einem Tag bei fünf Messen zu »dienen«: zwei Frühmessen, eine Beerdigung und zwei Trauungen. Dieser Rekord musste doch zu schlagen sein! Allein sonntags gab es drei Messen, 7.00 Uhr, 8.30 Uhr und 10.15 Uhr; oft war ich bei allen dreien dabei. Ich hatte den großen Vorteil, dass mein Großonkel in unserer Pfarrei Priester im Ruhestand war, und so konnte ich mit Klemens bei ihm frühstücken, nachdem wir dem leicht gehbehinderten Greis beim Lesen der sonntäglichen Frühmesse behilflich gewesen waren. Er war uns ausgesprochen dankbar, dass wir uns als Teenager um seinetwillen sonntags so früh aus dem Bett quälten. Was ich dachte, bestätigte auch mein Vater anerkennend: »Gott muss wirklich große Stücke auf mich halten, weil ich so viel für die Kirche tue, und wird mich auch bestimmt entsprechend belohnen.«

Klemens zeigte mehr praktischen Einsatz und hatte es bald zum Stellvertreter des Küsters gebracht; ich war eher für Organisatorisches zuständig, stellte den Messdienerplan auf, bildete »die Neuen« aus, wurde »Obermessdiener« genannt. Sogar das »erste Gütersloher Messdiener-Fußballturnier« stellte ich auf die Beine, wofür ich mit Bild in der Tageszeitung erschien. Wie schön war es, so bekannt und erfolgreich zu sein.

Mädchen

Bei den Messdienern gab es auch so einige recht hübsche Mädchen. Außer der Achtung als Obermessdiener hatte ich den Vorteil, beim Aufstellen des Messdienerplans mich selbst mit den interessantesten Exemplaren des schönen Geschlechts für den gemeinsamen Dienst einteilen zu können. Eigentlich hatte ich ja den Plan gefasst, katholischer Priester zu werden, aber ob ich die damit verbundene Ehelosigkeit aushalten würde? Bald war ich buchstäblich hin- und hergerissen, nach kurzer Zeit nur noch hingerissen – sie hieß Antje. Dass sie, wie ich feststellen musste, nichts von mir wissen wollte, konnte ich nicht so richtig verstehen, fand mich aber bald damit ab; es gab ja noch so viele andere ...

In dieser Zeit unternahm ich mit meinen Eltern eine Pilgerreise zu den zwei bekanntesten Marienwallfahrtsorten: Fátima in Portugal und Lourdes in Südfrankreich. An diesen beiden Orten sollen Kinder wundersame Erscheinungen einer schönen Frau gehabt haben, die sich als Maria ausgab. Das fand ich spannender als die jahrtausendealten und abgedroschenen Geschichten aus der Bibel. Es war überwältigend zu erleben, wie die Menschen dort zu Hunderttausenden zusammenströmten, um Maria Ehre und Hingabe zu erweisen. In Fátima legten einige der Pilger die letzten Kilometer ihrer Fußreise zur Erscheinungsstätte auf zerschundenen, blutenden Knien rutschend zurück. Was für ein herzerreißendes Martyrium! Von Jesus wurde allerdings nicht geredet!

Viel von Jesus die Rede war dagegen bei der Fokolar-Bewegung, der ich mich anschloss, um auch das Alltagsleben aus meiner religiösen Überzeugung heraus zu gestalten. Diese Bewegung versteht sich als ökumenische Gemeinschaft (ist aber stark in der katholischen Kirche Italiens verwurzelt), welche die Lehren Jesu in die Tat umsetzen und so eine geeinte Welt des Friedens und der Liebe herbeiführen will. Gute und große Ziele, die für mich gerade die richtige Herausforderung darstellten.

Dass zu dieser Gemeinschaft auch Buddhisten dazugehörten, die Jesus als Sohn Gottes und einzigen Weg zu Gott ablehnen, störte mich nicht, schließlich waren sie so wie ich gute, religiöse Menschen. Bei den Treffen unserer Jugendgruppe erzählten wir einander unsere »Erfahrungen«. So wurden die guten Werke der praktischen Nächstenliebe genannt. Wenn ich mal keine »Hausaufgaben« gemacht hatte – also keiner Oma über die Straße geholfen und keinem Schulkollegen von meiner Schokolade abgegeben hatte –, war das schon immer etwas peinlich, aber ansonsten fühlte ich mich bei der Truppe sehr wohl. Vor allem die fetzige Rockmusik der eigenen Band gefiel mir, zu der wir Texte über die »Einheit der Welt« sangen. Dass alle Menschen eins werden, sei Jesu größter Wunsch, lehrte man hier. Ich glaubte das genauso blindlings wie alle Lehren der Kirche. Leider hatte ich bis dahin nie selbst in der Bibel gelesen.

Diese ganze religiöse Anstrengung und Selbstschau hielt mich allerdings nicht fest, als ich älter wurde und mich immer mehr für das interessierte, was mir das Leben sonst noch anzubieten hatte: Mädchen, Muskeln, Musik, Motoren und Moneten. Mit 16 hatte ich endlich, nach einigen missglückten Anläufen, meine erste Freundin. Wir kannten uns aus der Pfarrei, und anfäng-

lich hielten wir uns sogar an die dort gelehrteten Moralvorstellungen. Die nächste Freundin – die erste hatte sich nach drei Monaten verabschiedet – war nicht mehr aus der Pfarrei und sah das auch mit der Moral nicht so eng. Ich fing ebenfalls an, mir selbst ein Urteil darüber anzumaßen, was Sünde ist und was nicht. Schließlich war ich allmählich alt genug.

Alt genug für alles war ich dann natürlich mit 18. Meine Eltern hatten es zwar stets ausgesprochen gut mit mir gemeint, aber mir war das eher zu gut, und ich wollte endlich meine Freiheit – die Eltern nicht mehr für alles um Erlaubnis bitten müssen, mein Leben selbst bestimmen können.

Und Gott? »Der ist gnädig«, dachte ich mir, »da kann ich mein Leben genießen. Außerdem habe ich in den vergangenen Jahren wohl erst mal genug für Gott getan.«

Die Kirche? »Also, das mit der Unfehlbarkeit des Papstes ist ziemlich fragwürdig, auch die Verwandlung von Brot und Wein kommt mir äußerst komisch vor, weshalb sollte die Kirche da gerade in Moralfragen recht haben?« Außerdem kam ich allmählich dahinter, dass Katholiken meistens auch nicht viel anders leben als andere Menschen. Die hübschen Messdienerinnen, auf die ich einst heimlich ein Auge geworfen

hatte, lebten jetzt genauso mit ihren Freunden zusammen wie andere junge Leute auch. »Aber die Kirche ist nach wie vor ein netter Verein mit netten Leuten.«

Maria? »Ganz nett, aber ewige Jungfräulichkeit hat, ehrlich gesagt, für mich nicht gerade Vorbild-Charakter.«

Jesus? »Ja, wahrscheinlich ist er der Sohn Gottes, aber was das mit ihm eigentlich auf sich hat, weiß ja auch keiner so genau.«

Moneten

Nach dem Abitur hatte ich erst einmal andere Sorgen: »Mit welchem Beruf kann ich mich mit möglichst wenig Aufwand bei größtmöglicher Selbstverwirklichung und bestmöglicher Anerkennung sowie höchstmöglichem Kontostand möglichst bequem durchs Leben mogeln?« Das war eine schwierige Frage, und nach zwei halt- und orientierungslosen Jahren, in denen ich das Kunststück fertigbrachte, verpflichteter Soldat, Wehrdienstverweigerer, ausgemustert, Auszubildender und Hilfsarbeiter zu sein, schrieb ich mich mehr aus Verlegenheit in dem neuen, interessant klingenden Studiengang »Naturwissenschaftliche Informatik« an der Universität Bielefeld ein.

Mein Geld verdiente ich während des Studiums als Taxifahrer. Der offizielle Stundenlohn von 6,- DM hörte sich zwar ziemlich niedrig an, aber da gab es verschiedene Methoden, die Einnahmen beträchtlich aufzustocken – auf Kosten des Chefs, versteht sich, und manchmal auch auf Kosten der betrunkenen Fahrgäste. Da ich noch zu Hause bei meinen Eltern lebte und keine großen Ausgaben hatte, sah ich mit Vergnügen, wie der Zahlenstand auf meinen Bankkonten wuchs. Bald hatte ich einen tollen Golf GTI, mit dem ich mit meiner tollen Freundin tolle Reisen unternehmen konnte.

Muskeln

Allerdings fand meine Freundin mich nicht so toll, wie ich dachte. »Du bist so dünn wie ein Hering zwischen den Flossen«, musste ich mir nicht nur von ihr, sondern auch noch von ihrem Vater anhören. »Ihr werdet schon sehen«, waren meine Gedanken, und am nächsten Tag übte ich mich erstmalig an den Foltergeräten eines Bodybuilding-Studios.

Das Nächste, was meiner Freundin nicht passte, hörte sich dann in etwa so an: »Du hast viel zu wenig Zeit für mich«, oder: »Du neigst zu völligen Extremen.« Der Grund: An sechs Tagen

in der Woche verbrachte ich jeweils zwei Stunden im Fitness-Center. Ich hatte eine neue Religion, für die ich lebte, eine praktizierte Lebensphilosophie. Alles musste auf optimale Bedingungen für maximalen Muskelzuwachs abgestimmt sein: Essenszeiten, Schlafenszeiten, Trainingszeiten, die gesamte Ernährung und Lebensweise. Bei Nichtbeachtung drohte der Verlust von mühevoll antrainierter Muskelmasse. Es war eine Religion, die mich versklavte. Dass auch andere darunter zu leiden hatten, wie meine ständig »Extrawürste« kochende Mutter oder meine allmählich vereinsamte Freundin, fiel mir kaum auf.

Auch über den Sinn und das Ziel meines Lebens machte ich mir mangels Zeit wenig Gedanken. Mein Studium lief recht gut, und alles war in bester Ordnung. Ein Wort bestimmte nun mein Leben: Mehr! Mehr Muskeln, mehr Spaß, mehr Geld, mehr Anerkennung – das waren meine Lebensziele. Eine Freundin kann beim Erreichen von »Mehr« ganz schön hinderlich sein, stellte zunächst ich fest. Dann musste sie auf schmerzliche Weise feststellen, dass ich das festgestellt hatte. Irgendwie brauchte ich nun noch »mehr Kick«, die ultimative Erfahrung fehlte. Mir war klar, dass so etwas nicht im materiellen Bereich zu suchen ist, und so beschäftigte ich mich mehr mit dem Transzendenten, Übersinnlichen.

Von meinem Studium her konnte ich mich diesen Fragen auf »wissenschaftliche« Weise nähern. Mein Spezialgebiet war die »Künstliche Intelligenz«; wir versuchten, auf Computern den menschlichen Geist zu simulieren. Doch was ist überhaupt Geist? Ich verschlang massenweise Bücher zu diesem Thema, und da die streng gesetzmäßige Wissenschaft in der Erkenntnis des Übernatürlichen sehr bald ihre Grenzen erreicht hat, wurden die Bücher, die ich las, immer fragwürdiger. Die ganze Thematik hatte auch noch einen religiösen Zug, und bei einer der selten gewordenen Begegnungen mit dem altbekannten katholischen Pfarrer rühmte ich mich vor ihm, indem ich ihm meine philosophischen Überlegungen über das Leib-Seele-Problem darlegte.

Eine weitere Lebensbereicherung versprach ich mir durch Reisen in ferne Länder. Mein erster Abenteuer-Trip sollte dem Rat eines Freundes folgend nach Israel gehen. »Das Land, wo Jesus gelebt hat«, war mir dabei ständig bewusst, und zum ersten Mal seit langer Zeit machte ich mir wieder über ihn Gedanken. Ihn fand ich dort nicht, meinte jedoch, durch die dortigen Erfahrungen mehr »zu mir selbst gefunden« zu haben. Was das konkret bedeutet, wusste ich zwar eigentlich nicht, aber es hörte sich gut an. Außerdem lernte ich dort eine interessante ältere

Frau aus Deutschland kennen, die ich später in Berlin besuchte. Besonders aufregend war dabei die spiritistische Sitzung, die ich mit ihr aufsuchte, und die ersten Erfahrungen im okkulten Gläserücken.

Die Faszination der Mystik

Ich beschäftigte mich jetzt intensiv mit übersinnlichen Erfahrungen und Fragestellungen. Um die nötige geistige Selbstkontrolle zu erlangen, besuchte ich einen Kurs für Autogenes Training und absolvierte eine spezielle Psychotherapie. In Gedanken bereitete ich Experimente mit Hypnose vor, einige Freunde teilten mein Interesse und gaben mir Anregungen. Ich wollte einen »Verein für Wissenschaft und Mystik« gründen.

Zunehmend interessierte mich auch die Frage nach dem »historischen Jesus«. Stand Jesus in Kontakt mit Außerirdischen, hat er später in Indien gelebt? In einem der Bücher, die ich zu der Zeit las, konnte man im Klappentext lesen: »Wenn Sie wissen wollen, was zur Zeit Jesu geschah, dann lesen Sie nicht die Evangelien, sondern dieses Buch.« Der Inhalt war wenig aufschlussreich, doch brachte er genügend Anregungen, um meine Fantasie mit faszinierenden Spekulationen zu füllen.

In dieser Zeit legte ich mir einen neuen Computer zu, und zwecks privatem Kauf einer Festplatte besuchte ich Patrick, einen Studienkollegen.

»Bibel von A-Z« sah ich bei ihm im Bücherregal stehen – neben »Wer glaubt, der wagt« und anderen fromm klingenden Titeln.

»Bist du auch so ein Glaubens-Freak?«, fragte ich interessiert. »Ich bin Christ, wieso?«, war die Antwort. »Christ bin ich auch!«, entgegnete ich. Er meinte das infrage stellen zu können, weil Mitglied der katholischen Kirche zu sein nicht automatisch bedeute, Christ zu sein. Dass dieser so locker-lustig wirkende Typ fromm sein sollte, wunderte mich.

»Gehörst du denn irgendeiner Gemeinschaft an?«, bohrte ich weiter. »Ich bin gerade auf der Suche, was hier in Bielefeld so an Gemeinde angesagt ist«, antwortete er in seiner witzigen Art.

So entwickelte sich ein Gespräch. Mein Gegenüber erzählte mir einerseits davon, was es heißt, Christ zu sein, und dass Jesu Worte und die Bibel wahr und wichtig seien, und andererseits, dass die Lehre der katholischen Kirche in weiten Teilen nicht mit der Bibel übereinstimme.

Das fand ich interessant: Die Bibel ein Buch gegen die katholische Kirche! Um der Sache nachzugehen, machte ich mich am nächsten Tag gleich daran, das Neue Testament zu lesen.

Umkehr

Tatsächlich fand ich einige Schriftstellen, die eindeutig mit der katholischen Lehre unvereinbar sind: »Ihr sollt niemanden auf der Erde euren Vater nennen ...« ist wohl kaum mit dem »Heiligen Vater« in Rom unter einen Hut zu bringen. Es war sehr aufschlussreich, das Neue Testament nicht nur fortlaufend zu lesen, sondern wirklich einmal so zu nehmen, wie es geschrieben ist. Ab und zu hatte ich auch früher mal hineingeschaut und vor allem in der Kirche viel daraus gehört, doch hatte ich es mir zum Sport gemacht, die biblischen Aussagen stets so zu verstehen, dass sie mit meiner eigenen Auffassung übereinstimmten. Aber »beim Wort genommen« hatten die Aussagen Jesu eine ganz andere Durchschlagskraft.

Dann standen da aber auch Dinge wie zum Beispiel: »Jeder, der eine Frau anblickt mit begehrllicher Absicht, begeht Ehebruch in seinem Herzen.« Wörtlich genommen würde das heißen, dass ich ein Ehebrecher war. Das war bisher nicht meine Auffassung von mir selbst, schließlich war ich gar nicht verheiratet. »Aber eigentlich hat Jesus recht ...«

Vielleicht sollte ich mich besser damit beschäftigen, was Jesus zu den Pharisäern gesagt hat. »Alle ihre Werke tun sie, um sich vor den Men-

schen sehen zu lassen«, beklagte Jesus sich über diese. Hm, was waren eigentlich bei mir damals die Motive gewesen, als ich ein so vorbildlich-eifriger Messdiener war?

»Denn von innen aus dem Herzen der Menschen kommen die bösen Gedanken hervor: Ehebruch, Dieberei, Habsucht, Neid, Hochmut ...« Allmählich fühlte ich mich überführt; sollte ich wirklich weiterlesen? Eigentlich sollte ja nicht ich, sondern die Kirche überführt werden.

Was mich schließlich zum Weiterlesen bewegte, war die Person Jesus. Ich war fasziniert von der Vollmacht seiner Lehre, seiner unfassbar liebevollen Art, seiner absoluten Selbstlosigkeit trotz seiner schier unglaublichen Macht. Es war der Jesus, von dem ich als Kind schon so viel gehört, aber mit dem ich doch nie wirklich persönlich zu tun gehabt hatte, und dessen Buch jahrelang in meinem Regal verstaubt war. Der Jesus, über den ich mir vor nicht allzu langer Zeit Informationen aus den spekulativen und zweifelhaften Büchern geldgieriger Schwindler verschaffen wollte, zeigte mir jetzt in seinem eigenen Wort, wer und wie er wirklich ist.

Bisher war ich überzeugt, Christ zu sein und an ihn zu glauben. Aber dieser »Glaube« war nur Theorie in meinem Kopf, eigentlich war ich praktizierender Atheist – lebte so, als gebe es ihn

nicht. Und woran hatte ich früher geglaubt? An Maria? An die Sakramente? An meine eigene Gerechtigkeit?

Beim Lesen des Neuen Testaments wurden mir allmählich verschiedene Dinge klar:

Bei Jesus bin ich an der einzigen vertrauenswürdigen Adresse. Keine menschliche Philosophie, kein dunkler Hokuspokus kann mir sagen, wie ich leben soll, auch kann ich nicht selbst bestimmen, was gut und richtig ist, sondern er bestimmt das. Die Bibel ist wirklich das lebendige Wort Gottes, Jesu Worte sind tatsächlich »Geist und Leben« – »Worte ewigen Lebens«.

Etwas ganz Entscheidendes stimmte nicht mit mir. Es war absolut nicht so, dass Gott »große Stücke auf mich hielt«, vielmehr war ich als ziemlich mieser Typ, als Heuchler und Egoist entlarvt. Das hätte ich früher nicht gedacht, dass ich als gestandener Katholik einmal zu Gott umkehren muss. »Wiedergeboren werden« nennt das die Bibel – das hatte ich bisher nie gehört.

»Wenn jemand sein Leben erretten will, wird er es verlieren; wenn aber jemand sein Leben verliert um meinetwillen, wird er es finden«, sagt Jesus. Der Glaube an ihn ist nicht Selbstverwirklichung, sondern Selbstverleugnung. Alles andere ist letztendlich nichts anderes als der Weg ins Verderben.

Einige Wochen lang setzte ich mich durch Bibellesen und Gespräche mit Patrick mit dem konsequenten biblischen Glauben auseinander. Bald stand ich vor der Herausforderung, Jesus zwar nicht in meinen Magen, aber in mein Herz und Leben aufzunehmen.

»So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden«, steht am Anfang des Johannes-Evangeliums. Ja, das wollte ich, nicht ein »Kind Mariens«, sondern ein Kind Gottes werden, mich von Jesus aus dem ganzen Krampf und der Sinnlosigkeit retten lassen. Dabei brauchte ich mich nicht selbst von Sünden befreien, um dann zu ihm kommen zu können, sondern ich konnte vielmehr kommen, wie ich war, damit er mich von meinen Sünden befreit.

Als ich das als einzige Möglichkeit nicht nur einer gefahrlosen »Verbindung mit dem Übernatürlichen«, sondern auch eines sinnvollen Erdendaseins erkannte hatte, wollte ich mich radikal von meinen gewagten Ausflügen in die düstere Welt der Esoterik trennen. Ich brach meinen Kurs für Autogenes Training und die Psychotherapie ab, weil diese als vermeintliche andere Wege zu Gott gefährliche Götzen waren. Meiner esoterischen Bekannten aus Berlin gab ich Zeugnis vom Herrn Jesus, woraufhin sie den Kontakt abbrach.

Auch das Bodybuilding reduzierte ich auf gemäßigtes Fitnessstraining, doch die ganze Atmosphäre im Fitnesscenter wurde mir bei all dem Körperkult und der abgöttischen Musik allmählich derart zuwider, dass ich mich schließlich ganz abmeldete. Meine Kräfte ließ ich hingegen mit einer Axt an meinen Schallplatten aus, von denen ich in der Zwischenzeit erfahren hatte, dass sie Lästerungen gegen meinen Herrn und Erretter vertonten.

Ein paar Wochen nach meiner Umkehr hatte ich meinen letzten Discobesuch. Als sähe ich jetzt mit geöffneten Augen, erschien mir das zuvor so geliebte Tanzen und »Anbaggern« so stumpfsinnig und armselig, dass mich nichts mehr in diesem Flackerlicht festhielt.

Mit den Betrügereien beim Taxifahren wollte und konnte ich ebenfalls nicht weitermachen. Gottes perfekte Planung hatte zur Folge, dass genau zur Zeit meiner Bekehrung das Lohnsystem umgestellt wurde: Ab sofort 9,- DM Stundenlohn bei verschärfter Kontrolle. Damit lohnte sich die Arbeit auch ohne Betrug einigermaßen. Einige Zeit später wurde mir klar, dass ich meinem Chef eigentlich eine Menge Geld schuldeten, die ich ihm unrechtmäßig vorenthalten hatte. Der Herr Jesus verlieh mir den nötigen Mut, vor meinem Chef sowohl meine Schuld als auch mei-

nen Glauben zu bekennen sowie meine Bereitschaft zur Wiedergutmachung zu signalisieren. Er verzichtete dankend und freute sich, von nun an einen zuverlässigen Fahrer zu haben.

So gab es einige Dinge, von denen ich mich getrennt habe. Die Bibel spricht von einem »alten Menschen, der sich durch die betrügerischen Begierden zugrunde richtet«. Das, was zugrunde richtet, legte ich gerne ab.

Noch viel schöner ist es jedoch, Geschenke aus Gottes Hand entgegennehmen zu dürfen. Zusammen mit meinem Studienkollegen Patrick machte ich mich auf die Suche nach anderen Christen und einer bibeltreuen Gemeinde. Auch hier führte Gott wunderbar, und bald eröffnete sich mir eine ungeahnt große Welt des biblischen Christentums.

Aus meiner Lese-Lektüre hatte ich unverzüglich die New-Age-Literatur gestrichen und verschlang nun so manches christliche Buch. Besonders erfreulich fand ich, dass es in Bielefeld einen christlichen Verlag gab, der sehr hilfreiche Bücher herausgab, in denen biblische Lehre verbreitet wurde. Das Verlagsgebäude befand sich in meiner Nachbarschaft, sodass ich nicht nur bequem an die Bücher, sondern auch in Kontakt zu den dortigen gläubigen Mitarbeitern kam. Über diese Christen lernte ich dann auch

eine Gemeinde kennen, wo ich herzlich aufgenommen und mit guter geistlicher Nahrung zum Wachstum im Glauben ausgerüstet wurde, sodass ich bald selbst sinnvolle Aufgaben übernehmen konnte.

Besonders beim sonntäglichen Abendmahl, bei dem sich die Gemeinde jede Woche eine Stunde Zeit nimmt, um an Jesu Leiden und seinen Opfertod am Kreuz zu denken, wurde mir die unfassbare Liebe und Gnade Gottes immer wieder deutlich vor Augen gemalt.

»Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus, als wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist.«

Was ich früher für eigene Verdienste vor Gott gehalten hatte, waren Sünden des Stolzes und der Heuchelei, für die ich nicht Lohn, sondern Strafe verdient hatte. Jesus Christus, Gottes eigener Sohn, hat am Kreuz alle von mir verdiente Strafe auf sich genommen, damit ich vor Gott frei ausgehen kann. Liebe und Dankbarkeit sind die schönsten Gefühle, die der Mensch empfinden kann, und weil Gott mir 24 Jahre lang geduldig nachgegangen ist, bis ich endlich einen Blick für seine unverdiente Liebe bekam, soll Liebe und Dankbarkeit die Antwort meines Lebens sein.

MEHMET BIÇAKÇI

Unterwegs nach Nirgendwo

Offiziell ist mein Geburtstag auf den 1.6.1971 datiert, obwohl mein Vater meint, dass ich im Frühjahr 70 geboren wurde. Bei uns Kurden kommt das nicht so darauf an – viele nennen den 1. 1. irgendeiner Jahreszahl ihren Geburtstag, weil das so am einfachsten ist.

In Batman, einer Stadt, die zu dem kurdischen Siedlungsgebiet gehört, erblickte ich das Licht der Welt. Ich war das dritte Kind meiner Mutter, die schon mit 14 Jahren ihr erstes Kind bekam. Auch das ist unter Kurden nicht ungewöhnlich, denn die Mädchen werden oft bewusst in einem Alter verheiratet, in dem sie noch keine eigenen Entscheidungen treffen können.

Mein Vater war damals in Batman der Mu-ezzin einer islamischen Moschee. Fünf Mal am Tag rief er zum Gebet auf – er sprach Arabisch, konnte also den Koran zitieren, und war überzeugter Muslim und stolzer Kurde. 1970 reiste er nach Deutschland, um Arbeit zu suchen, und landete in einem Ausbesserungswerk der Bundes-

bahn in Leverkusen. Alle paar Monate besuchte er uns in der Türkei, bis er endlich 1974 seine ganze Familie nach Leverkusen holte.

Hier wurde ich später auch eingeschult und hatte natürlich eine Menge Probleme, weil mir keiner bei den Schulaufgaben helfen konnte. Mutter hatte inzwischen sechs Kinder zu versorgen und war damit überlastet und Vater kam abends müde von der Arbeit und griff nur ein, wenn wir Kinder irgendetwas ausgefressen hatten. So fühlte ich mich häufig unverstanden und war bald mehr auf dem Fußballplatz als zu Hause anzutreffen.

Ein Umzug nach Kerpen in eine größere Wohnung zwang meine Eltern, einen Kredit aufzunehmen, und damit wuchsen auch die Probleme in der Familie. Ich kam mit der neuen Umgebung in der Realschule nicht klar und musste bald auf die Hauptschule umsteigen. Zwischen meinen Eltern kam es zu immer größeren Streitigkeiten, weil meine Mutter sich an den Freiheiten der deutschen Frauen orientierte, mein Vater aber eher konservativ war.

Doch es gab Zeiten, wenn auch kurz bemessen, wo wir alle internen Streitereien vergaßen – wenn wir gemeinsam kurdische Versammlungen besuchten, um unser Nationalbewusstsein zu stärken. Hier wurde nicht nur die

kurdische Sprache und Identität gepflegt, sondern auch bei entsprechender Musik und Propaganda der Hass auf die türkische Regierung geschürt. So folgte ich auch meinem Vater auf Demonstrationen, wo wir unsere Solidarität mit den leidenden Kurden bezeugten.

Die Situation spitzte sich zu, als Mutter immer mehr Geld für ihre persönlichen Ausgaben benutzte und wir Kinder oft nichts mehr zu essen hatten. Vater wurde dann sehr wütend und Mutter blieb manchmal tagelang weg, bis sie schließlich 1985 endgültig die Familie verließ, ins Frauenhaus zog und sechs völlig verstörte und verwirrte Kinder einem wütenden Vater überließ.

Für mich war das ein Grund mehr, in Jugendhäuser zu flüchten, um bei Bier und Mädchen das zu suchen, was mir zu Hause fehlte. Mein Vater machte zwar einige Versuche, mich zu erziehen, aber ich lehnte ihn als Autorität ab. Der Auszug meiner Mutter und die Rebellion seines Sohnes war für ihn – als stolzer Kurde – sehr schwer zu verkraften.

Diese ansonsten triste Zeit wurde für uns Kinder unterbrochen, als wir für sechs Monate zu unseren Großeltern in die Türkei fahren durften. Keine Schule, fürsorgliche Verwandte und die ganz andere Kultur weckten unser Interesse am Islam, der in Deutschland keine Rolle mehr bei

uns gespielt hatte. So lernten meine Brüder und Schwestern die Gebete des Korans, und auch ich wurde angezogen von der Überzeugung und Glaubwürdigkeit meiner kurdischen Verwandten. Für sie war Kurde und Muslim sein eine Selbstverständlichkeit, die auch im Alltagsleben sichtbar wurde. Dagegen hatte ich für die Christen in Deutschland, deren Glaube weder in Gebeten noch in Worten oder Taten zu erkennen war, nur Verachtung übrig.

Als wir nach diesen unvergesslich schönen Monaten wieder nach Deutschland zurückmussten, war der Kulturschock unvermeidlich. Wir wussten nicht mehr, wie wir uns kleiden und benehmen sollten. Dazu kam, dass Mutter noch einmal einen Versuch unternahm, mit uns als Familie zusammenzuleben. Wir Kinder befanden uns zwischen den Fronten und erlebten, wie Mutter sich manchmal aus Angst einschließen musste und Vater schließlich die Morddrohung hinausschrie: »Ich bring dich um!«

Das verstärkte mein Fluchtverhalten, meine Ruhe und Sinnerfüllung bei Alkohol und Mädchen zu suchen. Und doch wurde ich meine quälenden Fragen nicht los: Wer bin ich, welche Fähigkeiten habe ich, wozu lebe ich, wo gehe ich hin? Mit Fußball, Kampf- und anderen Sportarten versuchte ich, ein wenig Farbe in mein trü-

bes Leben zu bringen. Aber die Ziellosigkeit meines Lebens ließ jeden Motivations-Schub im Sand verlaufen, sodass ich schließlich begann, ein Gammelleben zu führen.

Dann gab es einen Lichtblick, als der Vater meiner Freundin mir vorschlug, eine Lehre als Restaurantfachmann in dem Hotel »Ramada« in Leverkusen zu beginnen. Aber durch den unregelmäßigen Arbeitsrhythmus verlor ich meine Freunde, bekam vermehrte Probleme mit meinem Vater und meiner Freundin, sodass auch diese Beziehung bald in die Brüche ging. Warum war das Leben bloß so kompliziert?

Eine innere Unruhe und ein stetes Hinterfragen aller gesellschaftlichen Normen, die ich als störende Bindungen ansah, bestimmten diese Zeit. Ich kam mir vor wie eine Marionette, an Fäden hängend, und jeder, der wollte, zog daran. Jeder, so schien mir, wusste, was gut für mich war, und wollte mein Leben bestimmen. Nur ich selbst wusste es nicht. So ließ ich mir schließlich nichts mehr sagen, weil ich es satthatte, manipuliert zu werden.

Vielleicht konnte ja Musik die Leere meines Lebens füllen. So gründete ich die Band »NBB44«, in der ich Bass spielte und damit mein Taschengeld aufbessern konnte. Doch die anfängliche Begeisterung ebte schnell ab und die Pro-

bleme und der Stress am Arbeitsplatz und in der Familie holten mich wieder ein. Damals ließ ich mich von Freunden überreden, es einmal mit Haschisch zu versuchen, um die ersehnte Ruhe zu finden.

Interessanterweise arbeitete zu dieser Zeit in unserem Hotel ein Mann, der später als der Chef-dealer der Leverkusener Drogenszene bekannt wurde. Er dealte buchstäblich tonnenweise Hasch, Koks und andere Drogen, bis er später gestellt, verhaftet und zu 11 Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Er konnte mich gut leiden, wir verstanden uns blendend, und so kam es, dass ich Haschisch zu einem Freundschaftspreis von ihm beziehen konnte, der etwa die Hälfte des damals üblichen Preises ausmachte. Unter meinen Freunden sprach sich bald herum, dass ich an einer guten Quelle saß und Beziehungen hatte, und es ergab sich wie von selbst, dass ich mich plötzlich und ungeplant in der Rolle eines Dealers befand. Jetzt war ich plötzlich wer, ich wurde aufgesucht und für viele scheinbar unentbehrlich. Gleichzeitig konnte ich mit meinem Geschäft den eigenen Drogenkonsum decken und einiges Geld verdienen, sodass ich beschloss, die Lehre nach sechs Monaten zu schmeißen.

Jeden Abend trafen wir uns nun bei einem

Freund in den Kellerräumen, um Haschisch zu rauchen und die Wirkung durch den Gebrauch der Wasserpfeife noch zu verstärken. Die Folge war, dass sich meine Persönlichkeit veränderte. Lustlosigkeit, Passivität und Gleichgültigkeit prägten meinen Charakter, und auf der anderen Seite entwickelte sich die Angst vor dem Erwischtwerden, vor der Polizei und vor den Mitmenschen, die ich alle für meine Feinde hielt. Ich hasste die Welt, und meine Wut und Bitterkeit richtete sich gegen meine Familie, gegen die spießbürgerliche Gesellschaft und das westliche Wirtschaftssystem.

Schließlich gab ich dem Letzteren die Schuld an meinem öden Dasein. Vielleicht könnte es gelingen, außerhalb der westlichen Zivilisation mich selbst zu finden oder das Einswerden mit der Natur zu erfahren. Mein Freund dachte ähnlich wie ich, und so räumten wir mein Konto leer und fuhren mit den ca. 5000,- DM, die ich inzwischen durch den Drogenhandel auf die Seite gelegt hatte, nach Amsterdam. Unser Ziel war, in den Süden zu fliegen, möglichst nach Mittelamerika. Aber an diesem Tag war kein Flug mehr zu bekommen, alles war ausgebucht. Vielleicht traute man uns auch nicht so ganz. Das Einzige, was uns angeboten wurde, war ein Zugticket nach Malaga/Spanien.

Schließlich war uns das auch recht, und bald befanden wir uns auf dem Weg nach Madrid, um von dort aus nach Malaga zu fahren. Wir warteten auf das bestimmte Etwas, das unserem Leben die entscheidende Wende bringen sollte. In uns selbst waren wir wie ausgelaugt und ausgebrannt.

In Malaga sprach uns ein Deutscher an, dessen Menschenkenntnis ihn wohl erahnen ließ, in welcher Situation wir uns befanden. Er war ein lebenserfahrener Heroinhändler, war auch in Autoschiebereien verwickelt und hatte sich nach Spanien abgesetzt. Er bot uns gleich Haschisch an und erzählte uns von seinen Plänen, in Marokko das große Geschäft zu machen. Mein Freund war fasziniert von diesem Mann und sofort bereit, mit ihm auf die Reise zu gehen.

Der Deutsche spürte mein Zögern und ahnte wohl auch, dass ich in meiner psychischen Verfassung nicht der ideale Partner für ihn war. Er gab mir den Rat: »Geh nach Castella Viejo (›Burg der Aussicht‹), das ist der richtige Ort für dich. Da kannst du abschalten und auftanken!«

Ich befolgte diesen Rat und wurde nicht enttäuscht. Endlich schien ich am Ziel meiner Wünsche angekommen zu sein. Auf dem Berg diese alte Burg, umgeben von einem kleinen Dorf. Am Fuß des Berges ein See und in der Ferne das

Meer und die Straße von Gibraltar. Bei klarem Wetter konnte man sogar den afrikanischen Kontinent am Horizont erkennen. Diese unbeschreiblich schöne Idylle war wie geschaffen, um mit der Natur eins zu werden und »mich selbst« zu finden.

Berauscht von der Schönheit dieser Gegend wurde mir erst am Abend bewusst, dass ich nun wirklich allein war. Kein Freund, keine Spanischkenntnisse, kein Ort, wo ich schlafen konnte. Als dann die Nacht hereinbrach und weder irgendwelche Lampen noch Laternen die Gegend erleuchteten, befand ich mich in einer totalen Dunkelheit und Einsamkeit. Der Rausch der schönen Natur war verflogen, und ich war mutterseelenallein. Mein Geld war inzwischen fast vollständig aufgebraucht, und aller Frust, alle Bitterkeit, alle ungelösten Lebensfragen stürzten wieder auf mich ein und erdrückten mich. Am Ziel meiner Wünsche war ich mit mir völlig am Ende.

Während ich da in meiner Hoffnungslosigkeit saß, hörte ich plötzlich in unmittelbarer Nähe ein leises Geräusch. Wenige Sekunden später stand ein offensichtlich junger Hund vor mir, der im Gegensatz zu mir keine Angst zu haben schien, sondern mich – wie mir schien – voll Mitgefühl anschaute.

Völlig überrascht und erfreut über die plötzliche Anwesenheit eines freundlichen Lebewesens in meiner Einsamkeit, begann ich diesen Hund zu streicheln und auf ihn einzureden: »Ich habe keinen Platz zum Schlafen, ich kenne hier niemanden und könnte nicht einmal ein Gespräch führen, wenn mich jemand träfe.« Während ich dem Hund mein Herz ausschüttete, blieb er zunächst ruhig sitzen, und irgendwie leuchtete ein wenig Hoffnung in mir auf, für die ich keine Erklärung hatte. Ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Mit Worten kann ich meine damaligen Gefühle sehr schwer beschreiben.

Plötzlich sprang der Hund auf, lief ein Stück und blieb stehen, als ob er mich auffordern wolle, ihm zu folgen. Gleichzeitig war es mir, als würde eine Stimme fortwährend in mir sagen: »Folge diesem Hund!«

Ich kam mir reichlich blöd vor, als ich – dem Hund folgend – auf Toppelpfaden durchs Dorf schlich. Einerseits war ich nun dankbar für die Dunkelheit, in der mich keiner auf meinen seltsamen Wegen beobachten konnte. Gleichzeitig befand ich mich in einer Hochspannung, weil ich ahnte, dass in dieser Nacht etwas Entscheidendes passieren würde.

Mein seltsamer Anführer brachte mich in die Nähe eines umzäunten Geländes, wo etwas Licht

schien und Stimmen zu hören waren. Der Hund kroch durch den Zaun, während ich zögerte, um nicht als Einbrecher verdächtigt zu werden. Plötzlich schien der Hund mein Zögern zu bemerken, er blieb stehen, winselte und nötigte mich fast, nun auch über den Zaun zu klettern. »Was spielt sich in dieser Nacht hier ab?«, schoss es mir durch den Kopf.

Ich folgte dem Hund, der nun hinter das Haus lief und sich dann erwartungsvoll setzte, als wolle er mir etwas Wichtiges zeigen. Was ich dann sah, schlug wie ein Blitz ein. Ich hatte plötzlich die felsenfeste Gewissheit: Es gibt ein höheres Wesen, einen Schöpfer, einen Gott, der mich kennt und der Interesse an mir hat. Ich sah eine breite Bank mit einer Schaumstoffauflage, die mich zum Ausruhen einlud!

Das konnte kein Zufall sein, und die Wahrscheinlichkeit war sehr gering, dass dieser kleine Hund darauf dressiert war, müde und orientierungslose Nachtwanderer zu einem Ruhelager zu lotsen.

Nein, hier war eine höhere Gewalt im Spiel. Da war jemand, der meine Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit kannte und Interesse an mir hatte. Ich habe mich dann auf diese Bank gelegt und konnte zunächst nur noch weinen über die Tatsache, dass über den Sternen ein Gott war, den

ich zwar noch nicht kannte, der aber mich kannte und offensichtlich Erbarmen mit mir hatte.

Am anderen Morgen lernte ich auch die Leute in diesem Dorf kennen. Aber ich blieb nur einige Tage, weil es mich wieder nach Deutschland zog. Von den letzten Peseten, die mir noch verblieben waren, kaufte ich mir etwas zu essen und dann machte ich mich auf den Weg in die nächstgrößere Stadt, um mit dem Zug in Richtung Heimat zu fahren. Da man damals als Schwarzfahrer in Spanien nicht angezeigt, sondern an der nächsten Station vor die Tür gesetzt wurde, war es nicht schwierig, über die Grenze nach Frankreich und schließlich nach Deutschland zu kommen.

Zu Hause angekommen gab es natürlich viel Gerede: »Wo warst du? Warum bist du einfach abgehauen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen?« Aber dann lief zunächst alles im alten Trott weiter. Doch die Erinnerung an das, was ich in Castello Viejo erlebt hatte, blieb und veranlasste mich, zumindest den Alkoholkonsum einzuschränken, das Rauchen von Zigaretten und Haschisch völlig aufzugeben und Distanz zu denen zu halten, mit denen ich bisher Drogen konsumiert hatte.

Im Frühsommer 1991 fiel mein Blick auf die Küchenablage – ein Buch lag dort. Es war die

Schulbibel meines jüngeren Bruders. Wahrscheinlich lag diese Bibel schon lange Zeit dort, aber jetzt erst nahm ich sie wahr. Alles in mir zog mich zu diesem Buch, und so nahm ich es, legte mich aufs Bett und las voll gespannter Erwartung darin. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich eine Bibel in der Hand. Ich hatte keine Ahnung davon, wer Jesus Christus ist und was Christentum ausmacht. Auch einen überzeugten Christen hatte ich bisher nicht kennengelernt. Ob ich Gott, der in Spanien so deutlich in mein Leben getreten war, in diesem Buch kennenlernen konnte?

Ich las und las und spürte, dass ich es hier nicht nur mit irgendwelcher Literatur zu tun hatte. Diese Worte sprachen mich an, redeten zu mir, berührten mein Inneres. Ähnlich wie in Spanien wurde ich tief in meinem Herzen angesprochen und wusste: Hier habe ich es mit Gott zu tun! Nun erfuhr ich, wer Jesus Christus ist. Natürlich war ich noch skeptisch und konnte meine Vorurteile den Christen und dem Christentum gegenüber nicht einfach verdrängen. Ich habe viel hinterfragt und geprüft, spürte aber immer deutlicher, dass dieses Buch *mich* hinterfragt und mein Leben durchleuchtet. Als ich dann die Bergpredigt Jesu las, wusste ich: Das ist es, was du immer gesucht hast!

Es war verrückt: Ich hatte eine weite Reise

unternommen, um mich selbst zu finden und eine Erfahrung zu machen, die meinem ziellosen Leben eine Richtung gab. Und hier in meinen vier Wänden fand meine Suche ein Ende und fanden meine Fragen eine Antwort!

Oft habe ich die Bibel irgendwo aufgeschlagen und mein Blick fiel auf eine Stelle, die mich genau in meiner Situation ansprach. Ich empfehle diese Methode heute niemandem, aber ich hatte damals keinen, der mir erklärte, wie man die Bibel am besten liest, und Gott kannte offensichtlich meine Einfalt und hat meine Augen auf solche Stellen in der Bibel gerichtet, die mir damals eine große Hilfe waren und mein Vertrauen in dieses Buch stärkten.

Nun war es mir natürlich auch ein Anliegen, die Anweisungen Jesu zu befolgen. Ich versuchte zum Beispiel meinen Vorrat an Schimpf- und Fluchwörtern abzubauen und meinen Familienangehörigen in Liebe zu begegnen. Aber je mehr ich mich bemühte, umso mehr spürte ich mein Versagen. Es klappte einfach nicht. In meiner Not rief ich zu Gott: »Ich will dir doch gehorchen und möchte so leben, wie du es von mir verlangst, aber ich schaffe es nicht. Warum ist das so schwierig?«

Wieder schlug ich meine Bibel auf und erwartete von Gott eine Antwort. Sie klappte in

Römer 7 auseinander, wo ich folgende Worte las, die hundertprozentig auf mich zutrafen:

»Ich will zwar immer wieder Gutes tun und tue doch das Schlechte; ich verabscheue das Böse, aber ich tue es dennoch ... Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als Gottes Gesetz zu erfüllen. Dennoch handle ich nach einem anderen Gesetz, das in mir wohnt. Dieser Widerspruch zwischen meiner richtigen Einsicht und meinem falschen Handeln beweist, dass ich ein Gefangener der Sünde bin« (Römer 7,18-23).

Plötzlich wurde die Vergangenheit lebendig, zog an mir vorüber und machte mir schmerzlich bewusst, wie ich mit meinem bisherigen Leben Gott verachtet und wehgetan habe, wie ich mich an meiner Familie und an meinen Freunden schuldig machte. In dieser Nacht habe ich weiter in der Bibel gelesen und über mein Leben nachgedacht, bis ich nicht mehr anders konnte, als Gott im Gebet den ganzen Schmutz meines Lebens auszubreiten und um Vergebung meiner Sünden zu bitten. Nachdem ich so alles »herausgebetet« hatte, fühlte ich mich erleichtert und schlief bald ein.

Am anderen Morgen wachte ich mit der Überzeugung auf, ein neues Leben beginnen zu können. Eine neue, unbeschriebene Buchseite meines Lebens war aufgeschlagen worden, und ich wusste, dass meine Vergangenheit mich nicht

mehr einholen konnte, weil sie mir durch Jesus Christus vergeben worden war. Ich war, wie die Bibel sagt, ein »Kind Gottes« geworden, obwohl mir die Tragweite dieser Tatsache erst später bewusst wurde.

Mein Vater spürte mein verändertes Verhalten, äußerte sich aber zunächst nicht dazu. Mein Bruder fragte mich danach, und ich konnte nur auf die Bibel hinweisen und sagen: »Das ist das beste Buch, das ich je gelesen habe!«

Wenige Tage später brachte mir mein Bruder von einem Bummel durch die Einkaufsstraße eine Zeitschrift mit – »Tee-Time« –, die in der Fußgängerzone kostenlos verteilt wurde. Da diese Schrift christlich aussah, dachte er, mir damit einen Gefallen zu tun. Erstaunt las ich in diesem Blatt und stellte fest, dass es offensichtlich außer mir noch ein paar weitere Christen in Deutschland gab. Sollte ich mich überwinden und vielleicht doch einmal in eine der vielen Kirchen gehen, die ich bisher verachtet hatte?

Ich erfuhr, dass diese Zeitschrift von einer Gruppe junger Christen verteilt worden war, die im Leverkusener Zentrum mit einem »Tee-Bus« standen und zu Gesprächen über den Glauben einluden. Aber meine Scheu war zunächst größer als meine Neugier, bis ich auf der Straße ein kleines, hellgrünes Papier liegen sah mit dem Titel

»Auf der Suche«. Damals war ich sehr offen für das Reden Gottes und hielt es für selbstverständlich, dass Gott durch dieses kleine Blatt zu mir reden würde. Ich hob diese kleine, kreditkarten-große Schrift auf und las folgende Worte aus der Bibel:

»Ihr werdet mich suchen und finden, denn ihr werdet nach mir fragen mit eurem ganzen Herzen und ich werde mich von euch finden lassen, spricht der Herr« (Jeremia 29,13).

Ich jubelte. Genau das war's! Gott hatte meine Suche gesehen und hatte sich von mir finden lassen. Nun trieb es mich doch in die Stadt, um die Leute kennenzulernen, die diese Zettel verteilten. Der Tee-Bus stand noch da und auch die Mitarbeiter waren ansprechbar. Ich hatte tausend Fragen, aber der junge Mann, der mit mir sprach, redete an mir vorbei. Schließlich schenkte er mir ein Neues Testament »Das lebendige Buch« und lud mich zu einem Vortrag im Zelt ein. Doch meine Scheu und Skepsis waren zu groß, und so verschwand der Tee-Bus, ohne dass ich die Christen näher kennengelernt hätte.

Wochen später schlenderte ich durch die Innenstadt und sah einen aufgebauten Bücher-tisch. Ein Plakatständer zeigte ein großes Bier-

glas mit dem Bibelzitat: »Wer von diesem trinkt, wird wieder dürsten.« Auch das entsprach genau meiner Lebenssituation, denn einen Abend zuvor war ich noch in einer Kneipe gewesen. Getroffen von diesem Wort ließ ich mich auf ein Gespräch ein und wurde zu einer Jugendstunde und einem Hauskreis eingeladen. Jetzt erfuhr ich auch, dass es in Leverkusen eine Gemeinde gab, die nur fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt war.

Bisher hatte ich nichts davon gemerkt, dass sich Christen in meiner näheren Umgebung trafen. Wie war das möglich, dass es Christen gab, die schon jahrelang hier wohnten und mich nie mit der frohen Botschaft von Jesus Christus konfrontiert hatten? Meine Freunde, meine Familie, meine Nachbarn: Sie alle standen in Gefahr verlorenzugehen. Die Frage, warum die Christen bisher geschwiegen hatten und mir nichts von Jesus Christus erzählten, machte mich fast wahnsinnig.

Aber nun wusste ich um einen Hauskreis, und er wurde mir sehr wichtig. Hier konnte ich meine vielen Fragen loswerden, wenn ich auch zunächst die geduldigen Antworten mit großer Skepsis aufnahm und mich fragte, ob man diesen Christen wirklich volles Vertrauen schenken kann.

Eine eigenartige Erfahrung machte ich zu Hause. Während ich mich bemühte, ein besserer Sohn und Bruder zu werden, wurde der Druck vonseiten meines Vaters immer größer. Schließlich drohte er, mich aus der Familie hinauszustoßen, denn nun sei mein Betragen noch schlimmer und schwerer zu ertragen als früher.

Um etwas Geld zu verdienen, hatte ich einen Job als Gerüstbauer angenommen. Mit dem verdienten Geld wollte ich mir eine Ausrüstung kaufen, um dann ins Ausland zu gehen und dort als Botschafter Jesu Christi zu arbeiten. Aber Gott hatte andere Pläne mit mir und er gebrauchte einen kleinen Unfall, um meine bisherige Distanz zu den Christen abzubauen: Eines Tages wollte ich mich beim Abbau eines Gerüsts von einem Brett hangeln, rutschte ab und fiel aus nur etwa 2 Metern Höhe so unglücklich auf den Hauseingang, dass ich einen Knacks in meinem Fuß spürte. Meinen Schuh auszuziehen, war fast unmöglich, weil die Schwellung sehr stark war. Die Untersuchung beim Arzt ergab: Splitterbruch am kleinen Zeh – sechs Wochen Gips und Krücken. Meine Ausreise ins Ausland konnte ich zunächst einmal vergessen. Aber genau in diese Zeit fiel eine Freizeit der Gemeindejugend auf der Insel Texel. Ich wurde überredet mitzufahren und erlebte nun zum ersten Mal eine sehr schöne

und intensive Gemeinschaft mit jungen Christen, die wie ich die Bibel schätzten und besser kennenlernen wollten.

Inzwischen habe ich eine Lehre als Zimmermann abgeschlossen und zwar mit einem so unverdient guten Ergebnis, dass mein Vater, der meinen Lebensweg immer noch etwas skeptisch von der Seite beobachtet, doch nicht umhinkonnte, etwas wie Stolz für seinen Sohn zu empfinden.

Und eine neue »Lehre« habe ich begonnen – ich befinde mich zurzeit auf einer Bibelschule, weil ich das beste aller Bücher noch intensiver kennenlernen möchte.

Mein Wunsch ist, später einmal unter Kurden zu leben und ihnen zu erzählen, dass es Hoffnung für sie gibt, ein Ziel und Sinn für ihr Leben – durch Jesus Christus. Ob im Iran, im Irak, in Syrien, in Armenien, in der Türkei oder hier in Deutschland, wo ca. 500 000 bis 600 000 Kurden leben, das überlasse ich der weisen Führung meines Gottes, der bisher wunderbar in mein Leben eingegriffen hat.